P.o.germ.
767
-4-

.germ.
767-4 Kotzebue

<36635511000016

<36635511000016

Bayer. Staatsbibliothek

Die jüngsten

Kinder meiner Laune

von

A. v. Kotzebue.

p. 133.

Viertes Bändchen.

Frankfurt und Leipzig.
1796.

192 C

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An
meinen Freund
Karl Georg Graumann
in Petersburg.

Alte Liebe rostet nicht, behauptet das deutsche Sprüchwort, und lügt, wie so manches andere; denn ich habe schon tausendmal in meinem Leben alte Liebe rosten sehn, und so rosten, daß auch nicht einmal eine Erinnerung an die engsten Vertraulichkeiten übrig zu bleiben schien.

Laß uns, mein bester Graumann, die Freundschaft an die Stelle der Liebe sezzen, laß uns sagen: alte Freundschaft rostet nicht; so darf ich mein Auge dankbar zum Himmel empor heben, und ausrufen: das Sprüchwort ist wahr!

Du, seit achtzehn Jahren mein treuer, biederer Freund! so weit auch oft auf der Bahn des Lebens unsere Straßen von einander ab-

wichen, so vergaßen wir doch nie, uns freundlich zuzuwinken, und — laß mir den süssen Glauben — daß einst noch dort, wo der Tod der Wegweiser ist, und alle unsere Fußpfade in eine große Straße zusammen laufen, Du dem Greise eben so traulich die biedere Hand reichen wirst, als Du sie einst dem Jüngling reichtest.

Den Kindern meiner Laune, die ich Dir heute darbringe, gewähre, Lieber! dieselbe Nachsicht, mit welcher Du vor achtzehn Jahren dem ersten Lallen meiner Muse Dein Ohr liehest. Findest Du nicht alle diese Kinder mit dem Wasser der Hippocrene getauft, so sind es doch m e i n e Kinder, und Du wirst, um des Vaters willen, sie nicht verstoßen.

Jewe, den 2ten July
1795.

Kotzebue.

Geprüfte Liebe.

Eine Erzählung.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Der Knabe.

Wilhelm sas am Bache unter einem Erlenbaume. Er hatte eben die junge Rinde von einem Weidenast gelöst, und eine Hirtenflöte daraus geschnizt. Er sas und blies einfache, schwermüthige Melodieen, dann blikte er wieder starr in den Bach und weinte bitterlich. Ein paar Schritte vom Ufer lag sein Hut, und in dem Hute ein Stük Brod. Die Stieglitze und Finken hüpften immer näher von Zweig zu Zweig, und wurden endlich so dreist, sich Brodkrumen aus dem Hute zu holen. Wilhelm sah es, lächelte wehmüthig, und zwang sich, leiser zu schluchzen, um die kleinen Gäste nicht zu stören.

„Warum weinst du Knabe?" schallte plözlich eine grobe Stimme hinter ihm.

„Warum weinst du Knabe?“ gab ein feines, liebliches Echo die Worte zurük. Wilhelm erschrak und wurde roth, als sei er auf einer bösen That ertappt worden. Die Menschen schämen sich einer Gabe, die doch von ihrer edlen Abkunft zeugt. Sie schämen sich der Thränen. Niemand mag gern sehen lassen, daß er geweint hat. Sie hauchen auf die Schnupftücher und drükken sie auf die rothen Augen, um die lezte Spur der Menschheit weg zu wischen.

Wilhelm hatte nicht Zeit, die großen Tropfen aufzufangen, die über seine braune Wange rollten. Er gaffte mit hellen schwarzen Augen den Frager an. Es stand vor ihm ein dikker Mann in einem schlichten dunkelblauen Rokke und einer runden Perükke; in der rechten fleischigten Hand trug er ein langes spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, und an der linken hielt er ein holdes eilfjähriges Mädgen, auf dessen Rosenwange die Abendsonne durch die Blätter spielte, und in dessen blonden Lokken ein muthwilliger Zephyr tändelte.

„Warum weinst du armer Knabe?“ wiederholte das freundliche Geschöpf, und ließ selbst ein Thrängen auf den Strauß von Maiblumen fallen, den es eben gepflükt hatte.

„Ach Mamsellgen!“ sagte Wilhelm und rafte sich auf: „ich weine, weil ich nicht weiß, was in der Welt aus mir werden soll.“

„Bist du ein Waise?“ fragte der dikke Mann.

Wilhelm. Ach nein! ich habe noch einen Vater — der Herr wird ihn wohl kennen, er hat oft in seinem Hause gearbeitet.

Der dikke Mann. Wer ist dein Vater?

Wilhelm. Der Pakträger Hans Wiese. Er hat mich bis jezt zur Schule gehalten. Ich kann lesen und schreiben, und auch den Cornelius Nepos exponiren. Nun sind die Zeiten schwer. Der Vater spricht, er kann das Schulgeld nicht mehr verdienen, ich soll auch Pakträger werden, und mein Brod suchen.

Der dikke Mann. Und das gefällt dir nicht?

Wilhelm. Ich wollte so gern etwas Rechtschaffenes lernen.

Der dikke Mann. Mein lieber Sohn, jeder Mensch auf der Welt ist im Grunde nur ein Pakträger, und wer seinen Pakken nur aus einem Hause in das andere tragen, und dort abwerfen darf, der ist warlich nicht am schlimmsten dran.

Wilhelm sah ihn an; in seinen klaren Augen war zu lesen: ich verstehe Sie nicht.

„Du verstehst mich nicht" fuhr der dikke Mann fort, „und es wäre besser, ich verstünde „mich selbst nicht. — Wie alt bist du?"

Wilhelm. Dreizehn Jahr.

Der dikke Mann. Dann bist du freilich noch zu jung und schwach für deines Vaters Gewerbe.

Wilhelm. Arbeiten wollte ich gern, aber

dann vergesse ich alles wieder, was ich in der Schule gelernt habe. Ich dachte immer: du sollst recht fleissig seyn, wer weiß, bringst du es einmal bis zum Schulmeister, und kannst deinem alten Vater Brod geben, wenn er nicht mehr im Stande ist Pakken zu tragen.

„Hilf ihm Vater!" lispelte das kleine Mädgen, schmiegte sich an den dikken Mann, und sah mit glänzenden Augen zu ihm hinauf. Als der Vater nicht gleich antwortete, sezte sie bittend hinzu: „heute ist mein Geburtstag, du hast mir „noch nichts geschenkt."

Das traf den guten Alten, er faßte ihr lächelnd und sanfte an das Kien, und sprach zu Wilhelm: „weine nicht Knabe, ich will das Schul„geld für dich bezahlen. Komm Morgen früh „mit deinem Vater zu mir, so wollen wir das „Weitere verabreden."

Wilhelm ergriff hastig seine Rechte und benezte sie mit Thränen; das kleine Mädgen küßte die Linke; der Alte war gerührt. Wilhelm bot dem Mädgen seine Hirtenflöte an. Es nahm sie freundlich, nikte mit dem Kopfe, und gab ihm dagegen den Strauß von Maiblumen. Sie sprachen kein Wort dabei, aber das Mädgen besah die Flöte mit Wohlgefallen, und Wilhelm drükte die Maiblumen an sein Herz.

„Auf Wiedersehen!" sagte der dikke Mann im Weggehen, und das kleine Mädgen hüpfte munter an seiner Hand durch den Erlenbusch. Wil-

helm gaffte ihr lange nach. Sie sah sich noch oft um, und nikte jedesmal freundlich, bis ein Hügel den kleinen Engel verbarg. Da griff Wilhelm nach seinem Hute, krümelte das Brod den Stieglitzen ins Gras, stekte den Maiblumenstrauß mit mehr Stolz auf den Hut, als ein junger Cornet seinen ersten Federbusch, und gieng fröhlich heim.

Zweites Kapitel.

Der erste Besuch.

Wer sich mit dem Gedanken zu Bette legt: Morgen steht dir etwas wichtiges bevor! der erwacht gewöhnlich sehr früh. Es war kaum Tag geworden, als Wilhelm schon vor einem zerbrochenen Taschenspiegel stand, Mehl in seine Haare streute, und einen stattlichen Zopf zu flechten bemüht war. Ein Rosenfarbenes, verschossenes Kleid, von ziemlich feinem Tuche, schon vor drei Jahren von einem Trödler erkauft, und folglich überall zu kurz, erhielt jezt einen neuen Schmuk durch den halb verwelkten Maiblumenstrauß, der mit zwei großen Steknadeln auf der linken Brust befestigt wurde. Der Vater legte ein braunseidnes Tuch um den Hals, und zog den messingenen Kamm wohl zwanzigmal durch das rund geschnittene Haar. Dann holte er den dunkelblauen Sonntagsrok mit der Scharlachweste aus dem

wohlverschlossenen Kasten; der Aufschlag stieg hoch bis zur Schulter hinauf, und senkte sich breit bis zur Hüfte hinab; ein weiß gewaschener Hemdermel legte sich prahlend in hundert Falten. Ein Stok von Weinrebe mit einem elfenbeinernen Knopfe, schwebte an einem ledernen Bande an seiner Hand, und ein Hut mit drei großen Spizzen bedekte sein Haupt.

So stattlich ausgerüstet, machten sich beide auf den Weg zu dem dikken Manne, und der Vater dankte Gott im Stillen, daß er sogar Kezzerherzen erwekt habe, um seinem armen Wilhelm ehrlich durch die Welt zu helfen.

Also war der dikke Mann ein Kezzer?

Ja, lieber protestantischer Leser! doch kein politischer, sondern nur ein theologischer Kezzer, und das ist heutzutage kein Verbrechen mehr. Religion und Kleiderschnitt, Glaube und Haarlokkenform sind dem allgewaltigen Scepter der Mode unterworfen, und Voltaire, der einst aus seinem Vaterlande verjagt wurde, weil er den gräßlichen Zweifel hegte: Adam und Eva mögten sich im Paradiese wohl die Nägel nicht abgeschnitten haben; *) würde heute in sein Vaterland zurük gejagt werden, weil er den Titus ausrufen läßt:

*) Le Mondain.

— — je porte en mon Coeur
La liberté gravée & les rois en horreur! *)

Herr Jerome, den die Bürger der kleinen Landstadt L** nur Schromm zu nennen pflegten, war ein französischer Emigrant, den aber weder das Edict von Nantes, noch der National-Convent vertrieben hatten, sondern der blos dem Glükke nachlief, weil es ihn zu Hause nicht suchte; ein römisch catholischer Rechtgläubiger, und übrigens ein fleissiger Strumpffabrikant, der schon seit zwanzig Jahren in Deutschland hauste. Hier war sein Gewissen durch ein paar schöne Augen dahin gebracht worden, daß es sich nach den Wünschen seines Herzens bequemte, wie seine Strümpfe nach grossen und kleinen Füssen; mit andern Worten: er hatte sich erkühnt eine protestantische Kezzerin zu heyrathen, die aber zur Strafe ihres Unglaubens, ein Jahr nachher im Wochenbette starb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ, von dem Vater Jeannette, und von den übrigen Leuten im Hause Hannchen genannt.

Herr Jerome war dik, aber wenn ihm ein Leidender die Hand auf die Brust legte, so fühlte er das Herz laut genug klopfen. Er lachte gern, und trank gern ein Glas Burgunder, lieber noch in Ge-

*) Ich trage die Freiheit im Herzen und verabscheue die Könige!

sellschaft, und am liebsten, wenn er des Morgens jemand eine Wohlthat erzeigt hatte; denn Wohlthaten machen fröhlich, drum giebt der Fröhliche lieber als der Murrkopf.

Die Thüren flogen schnell auf, als Hans Wiese mit seinem Sohne gemeldet wurde. Herr Jerome schmauchte eben eine Pfeife Knaster, und Hannchen brokte eine Semmel in den Thee; neben ihrer Tasse lag die Hirtenflöte. Sie nikte dem Geber freundlich zu, der ihren Gruß mit ungeschikten Grazfüßen erwiederte, und dessen Wangen sich röther färbten als seines Vaters Weste. Sie sah auf die Hirtenflöte und dann auf ihn, als wollte sie sagen: „siehst „du wie lieb mir dein Geschenk ist?" Er schlug die Augen nieder und spielte mit den Maiblumen, als wolle er antworten: es geht mir eben so.

Hans Wiese führte das Wort. Er sprach viel von christlichen Herzen und Gottes Segen, getraute sich auch sogar zu behaupten: daß der Mann, der arme Waisen unterstüzze, troz seines verkehrten Glaubens, noch wohl einst unter die Schaafe zur Rechten gestellt werden könnte.

Herr Jerome lächelte gutmüthig, und blikte auf seinen Tabaksrauch, als wolle er sagen: Rauch oder Nebel, das kommt auf eins heraus.

„Es soll mir lieb seyn," sprach er mit einer sanften Bewegung des Hauptes, „wenn der junge „Bursche immer fleis'ig und ordentlich ist. Ich be„zahle das Schulgeld, will ihn auch sonst an kei„ner Nothdurft Mangel leiden lassen. Beim Stadt-

„cantor mag er wöchentlich ein paar Singstunden „besuchen, denn ich höre daß er Lust hat Schul„meister zu werden. Er mag täglich hieher kom„men, und mit meinen Fabrikmeistern essen und „trinken was Gott bescheert, so höre ich denn wohl „gelegentlich, ob er Fortschritte macht. Gott be„fohlen! um zwölf Uhr ist der Tisch gedekt.“

„Nun Wilhelm, bedanke dich doch!“ murmelte der Vater, indem er mit seinem breiten Aufschlag den Arm des Sohnes peitschte. „Geh und küß dem „lieben Herrn die Hand.“

Der Himmel weiß, wie es zugieng, Wilhelm wankte schüchtern bis an den Theetisch und küßte Jeannetten die Hand. Das Mädgen wurde feuerroth, Hans Wiese sagte: Tölpel! und Herr Jerome lächelte: „laß er es nur gut seyn Vater! der „Bursche hat ganz recht, denn was ich für ihn „thue, verdankt er im Grunde meiner Tochter.“

Nach mancher linken Verbeugung, die kein Tanzmeister würde haben gelten lassen, und manchen hergestotterten Segenswünschen, die Gott und das Herz des guten Alten vollkommen gelten liessen, empfahl sich das glükliche Paar. Wilhelm wollte anfangs Höflichkeits halber rükwärts zur Thür hinaus schreiten, aber die Eitelkeit flüsterte ihm zu: dreh dich doch um, damit das hübsche kleine Mädgen deinen stattlichen, wohleingepuderten Haarzopf zu sehen bekommt. Flugs drehte er sich um, und wanderte mit steifem Halse von dannen.

Drittes Kapitel.

Der Birnbaum.

Wilhelm wuchs heran, lernte schreiben, lesen, rechnen, singen, und wußte Luthers kleinen Catechismus auf den Fingern herzusagen. Hannchen wuchs auch heran, und lernte mehr noch als Wilhelm, wenn sie aber beide beisammen waren, pflegten sie zu vergessen, was sie gelernt hatten. Täglich speiste Wilhelm mit den Arbeitern des Herrn Jerome; Sonntags wurde er nicht selten an die Tafel seines Wohlthäters gezogen, weil er ein manierlicher bescheidner Bursche war. Er vergaß niemals, die Gesundheit der sämmtlichen Anwesenden zu trinken, und hatte dabei gewöhnlich das Unglük, einige Tropfen rothen Wein auf das Tischtuch zu verschütten, weil seine Hand zitterte, wenn sein Blik, beim Rundegehn, auf Hannchen traf.

Den Geburtstag des Herren Jerome feierte Wilhelm alljährlich durch ein Ellenlanges Gedicht in Alexandrinern, zierlich geschrieben auf einen Royalbogen, und in türkisches Papier mit blauer Seide genäht. Hannchens Geburtstag wurde nicht minder besungen, aber in Dactylen, und statt der blauen Seide, nahm er dann zum Einbinden purpurrothe. Der Vater schenkte ihm bei solchen Gelegenheiten einen harten Gulden, und die Tochter einen freundlichen Blik. Der G u l d e n wanderte in die Tasche, der B l i k ins Herz. Den G u l d e n brachte er

gewöhnlich seinem Vater, und behielt keinen Groschen davon für sich; den Blick hätte er weder mit Vater noch Mutter getheilt. Es war ihm dabey zu Muthe, wie den jungen Herren in London, wenn sie des Doctor Graham himmlisches Bett besteigen.

Von den süssesten Gefühlen weiß der Mensch sich keine Rechenschaft zu geben, weil sie ihm, Dank sey es dem Schöpfer! angebohrenes Bedürfniß sind; Haß, Neid, Verleumdung, und wie die Furien alle heißen, sind spätere Bastarde des gesellschaftlichen Vertrags. Wilhelm hatte nie darüber nachgedacht, warum er eben für Hannchen purpurrothe Seide nahm? und weswegen bey ihrem Anblick sein Herz hüpfte wie seine Dactylen? Auch Hannchen wußte nicht, warum sie gerade in der Mittagsstunde, wenn Wilhelm zum Essen kam, immer vor der Hausthür sas? und warum sie Sonntags, beym Suppe vorlegen, immer ihm die meisten Fricandellen heraus fischte? Das kam blos daher, weil man, ohne es zu ahnden, in der ersten Hälfte des menschlichen Lebens täglich für die Liebe reift, wie in der andern für den Tod. Liebe und Tod haben manches mit einander gemein; kein Sterblicher trotzt ihrer Gewalt; beyde überraschen wie ein Dieb in der Nacht; beyde versetzen in Elysium. Ein Sterbender und ein Liebender sind auch darinn einander ähnlich, daß die Zuschauer gewöhnlich früher wissen als sie

selbst, wie es eigentlich mit ihnen steht. Glücklicherweise war das nicht der Fall bey Wilhelm und Hannchen, denn Herr Jerome ließ sich nicht träumen, daß seine Tochter über den liebenswürdigen Jüngling den Packträgers Sohn vergessen könne, oder daß Wilhelm seine Augen bis zu einer Fabrikantentochter erheben werde; er vergaß, daß Freyheit und Gleichheit das Losungswort der Liebe wie des Todes ist.

Als nun Wilhelm leichten Flaum auf der Oberlippe trug, und Hannchens Busentuch sich zu wölben begann, da führte Schalk Amor mit schlauer List eine Gelegenheit nach der andern herbey, um die Keime zu entwickeln, die er spielend in Kinderherzen gestreut hatte.

Herr Jerome, der überall für einen wohlhabenden Mann galt, besaß unter andern einen Garten vor dem Thore, wo er an schönen Sommerabenden seinen eignen Sommerabend genoß. Dahin kam denn auch Wilhelm, wenn er sein Gedächtniß den ganzen Tag gemartert, oder sich heiser gesungen hatte, um sich an einer frischen Milch mit Erdbeeren zu erquicken.

An einem heitern Herbsttage begab es sich, daß Hannchen nach einer Birn lüsterte, die ein Gipfel des Baumes rothwangig lockte. Wilhelm war gleich fertig hinauf zu klettern; das Verlangen, ihr gefällig zu seyn, vermählte sich mit der kleinen Eitelkeit, ihr zu zeigen, wie geschickt und

schnell er auf den höchsten Baum zu klettern verstehe, denn es ist ein seliges Gefühl: der Geliebten Bewunderung entlocken. Schon war er den Stamm hinauf gerutscht, und wand sich nun mit Leichtigkeit von Ast zu Ast.

„Wilhelm! Wilhelm! du wirst fallen“ rief der Alte aus der nahen Gartenlaube. „Es hat „nichts zu bedeuten,“ versetzte Wilhelm keck, und streckte eben die Hand nach der lieblichen Frucht aus. Da sein Arm aber noch immer ein wenig zu kurz war, und er sich daher mit dem Oberleibe zu weit vorwärts bog, so verlohr er das Gleichgewicht, strauchelte, griff nach einem Ast, der zufälligerweise verdorrt war, der Ast brach, und Wilhelm fiel wie ein Sack zu Boden.

Hannchen schrie laut auf! „Da haben wirs!“ sagte der Alte, und watschelte herbey. Die Zweige hatten dem kecken Buben im Fallen die rechte Backe aufgeritzt. „Wilhelm! du blutest!“ rief Hannchen zitternd.

„Kleinigkeit,“ sagte Wilhelm mit schmerzhaft verzogenem Gesicht, und krümmte sich im Grase.

Herr Jerome. So steh doch auf.

Wilhelm. Gleich, gleich —

Hannchen. Um Gottes willen! was ist dir? steh auf!

Wilhelm. Ich kann nicht —

Hannchen. Warum nicht?

Wilhelm. Ich habe ein Bein gebrochen.

Hannchen war bey diesen Worten einer Ohnmacht nahe. Sie jammerte und wehklagte so ängstlich, daß Wilhelm nichts weiter bedauerte, als daß er nicht beyde Beine gebrochen hatte. Er wurde auf eine Tragbahre gelegt, sanft nach der Stadt gebracht, und in Herrn Jeromes Hause sechs Wochen lang auf das Sorgfältigste verpflegt. Täglich zweymal kam Hannchen mit ihres Vaters Wissen ihn zu besuchen, und täglich zwanzigmal kam sie ohne ihres Vaters Wissen, brachte Gelé, eingemachte Früchte, Kraftsuppen, und freundliche, mit wunderbaren Heilkräften begabte Blicke.

„Wie geht es dir Wilhelm?“ sagte sie einmal zu Anfang der siebenten Woche. „Ach! leider bin ich gesund! klagte Wilhelm, und die glücklichsten Tage meines Lebens sind verstrichen!“

„Du phantasirst, lieber Wilhelm, hast du nicht immer zu Bett gelegen, und die heftigsten Schmerzen ausgestanden?“

„Ach! wie leicht waren sie vergessen, wenn ich Hannchen herein tretten sah.“

Er verbarg bey diesen Worten sein glühendes Gesicht im Kopfkissen, und Hannchen, mit holder Schaamröthe übergossen, machte sich ein Geschäft am Fenster, wobey sie etwas ungeschickt drey Medicingläser herunterwarf. Dabey blieb

es aber vor der Hand. Der Wundarzt erklärte, was Wilhelm von freyen Stücken nie erklärt haben würde: daß sein Patient völlig wieder hergestellt sey. Er verließ also mit einem tiefen Seufzer das Haus, wo sein Herz weit mehr genossen, als sein Bein gelitten hatte. Der Winter deckte mit Schnee den Garten vor dem Thore und das glimmende Feuer der ersten Liebe. Hannchen und Wilhelm sahen sich seltener, und wenn sie sich sahen, drückte sie eine bisher ungekannte Verlegenheit.

Der Jüngling erhielt indessen von seinen Lehrern das beste Zeugniß. „Er ist fleissig und hat „Talent," hieß es: „nur Schade, daß er zu„weilen ein Träumer ist. Stundenlang kann er „sitzen, und mit offenem Munde vor sich hinstar„ren. Ruft man ihn, so hört er nicht; schüt„telt man ihn, so fährt er erschrocken auf! und „frägt man, woran er gedacht hat? so lautet „die Antwort gewöhnlich: a n n i c h t s."

Ich weiß wohl, woran ich denke; sprach Wilhelm leise zu sich selbst: ich weiß wohl wovon ich träume; aber euch kann ich es doch nicht sagen. Hannchen kam es auch so vor, als wüßte sie es, sie konnte es aber noch weniger sagen als Wilhelm.

Viertes Kapitel.

Der Kanarienvogel.

Kaum weckte das Frühjahr jeden Keim zum Leben, jeden Vogel zur Liebe, als Herr Jerome aufs neue seinen Garten zu besuchen anfieng. Dort saß Hannchen oft unter dem unglücklichen Birnbaum, und wunderte sich, daß ihr Busen, der sich jetzt höher wölbte, als vormals, doch weit enger schien, als da sie noch ein Flügelkleid trug. Mit dem Flügelkleide waren auch die Freuden der Kindheit vorüber gerauscht. Im vorigen Herbst schien ihr der Birnbaum nur noch wegen seiner Früchte interessant, jetzt zog sie die Blüthen vor. Damals mogte sie wohl einen Finken mit beschnittenen Flügeln im Zimmer hüpfen sehn, jetzt hörte sie lieber seinen Gesang im Gipfel der Linde. Die Kindheit zerstört gern; die Jugend genießt; der Mann mögte gern wieder aufbauen, wird aber vom Greise überrascht, der sich unter den Ruinen niederläßt um auszuruhen.

Hannchen hatte aus dem reichen Schatz ihrer kindischen Freuden nichts übrig behalten, als einen geliebten Kanarienvogel, der mit Hülfe einer Leyer gelernt hatte, die Melodie des Liedes Marlborough s'en va-t-en guerre zu singen. Er saß oft auf ihrer Schulter, und pickte ihr den Zucker aus dem Munde. Da ihr Vater und dieser Vogel die einzigen Geschöpfe waren, von welchen sie andern und sich selbst gestehen durfte, daß sie mit warmer Liebe an ihnen hänge, so überredete sie sich nach und nach selbst: der kleine Marlborough sey ihr unentbehrlich geworden. „Ich „würde mich zu tode grämen, wenn er stürbe," sagte sie oft. Das hies mit andern Worten: „ich kann nicht leben ohne Liebe, und weiß noch „nicht, wie leicht es ist, einen Kanarienvogel zu „ersetzen."

An einem schwülen Tag begab es sich — Wilhelm war auch im Garten — daß man alle Fenster des Hauses geöffnet hatte, um ein Lüftgen einzuladen, welches ganz bescheiden kaum die Weinblätter wiegte, die sich an den Fenstern empor rankten. In dem kleinen Marlborough, der frey im Zimmer herumflatterte, regte sich plötzlich der unruhige Geist seines Anherrn. Vielleicht lockte ihn auch das Zwitschern eines Sperlings, und erinnerte ihn, daß trotz seines goldenen Gefieders, und der Schmausereyen von Zuckerbrod, er doch im Grunde nur aus einem Sperlings-

geschlecht entsprossen sey. Er beschloß, den Höflingen ein Beyspiel zu geben, und sich zu seinen niedrigen Verwandten herab zu lassen. Husch! war er zum Fenster hinaus, und es fehlte nicht viel, so wäre Hannchen hinterdrein gesprungen. Sie stand mit ausgestreckten Armen, und schrie, als ob sie unten im Garten jemanden ermorden sähe.

Es währte lange, ehe man erfahren konnte, warum sie schrie? denn niemand hatte den kleinen Flüchtling bemerkt, und Hannchen war so erschrocken, daß sie nicht einmal das Wort Marlborough hervorstottern konnte. Wilhelm stand vor ihr, bewegte die Lippen, bewegte jeden Finger, und schien ihr mit ängstlichen Blicken die Worte aus dem Munde ziehen zu wollen. Als er endlich erfuhr, wovon die Rede sey? da nahm er den kürzesten Weg zum Fenster hinaus, und Hannchen stand im Begriff, ihm auf dem Wege zu folgen, wenn nicht die weibliche Sittsamkeit sie noch zu rechter Zeit am Rocke gezupft hätte. Sie flog durch die Thüren, und gesellte sich zu Wilhelm, dessen Auge von Baume zu Baume irrte.

„Dort sitzt er!“ rief er plötzlich, und zeigte auf einen Kirschbaum, wo Marlborough an einer Maykirsche schmauste. „Aber wie soll ich ihn von „da herunter locken, ohne ihn schüchtern zu ma„chen?“

Wilhelm pfiff, Hannchen rief, alles vergebens! Ein Stück Zucker wurde ihm von weitem gezeigt, er schielte darnach, wie ein gnügsamer Landmann, der an eine fürstliche Tafel geladen wird, und zu Hause seine Buttermilch mit froherem Muthe verzehrt. Nachdem er die gelbe Mayrkirsche bis auf den Kern weggepickt hatte, flatterte er lustig davon, gleich dem Günstling einer vornehmen Dame, der seiner Gebieterin Töne vorpfeifen mußte, die sein Herz ihm nicht eingab, und nun endlich das Glück hatte in Ungnade zu fallen. Seine Vorfolger waren flinck hinterdrein. Er setzte sich abermals auf eine Birke, und das Gefühl der Freyheit schien die Pflicht der Dankbarkeit ganz zu unterdrücken, denn er nahm von Hannchens lockenden Klagen gar keine Notiz.

Schon machte sich Wilhelm fertig, die Birke zu erklettern. Marlborough ersparte ihm die Mühe, und flog weiter von Baume zu Baume — endlich gar über die Gartenhecke auf die benachbarte Wiese. Doch auch ohne Flügel, und troß der stechenden Dornen, wußte Wilhelm geschwind den Weg über die Hecke zu finden. Das arme Hannchen aber mußte zurückbleiben, und sich begnügen, mit ihren zarten Händen in den Dornen zu wühlen, um durch ein kleines Loch hinaus auf die Wiese zu schauen, wo sie den geliebten Flüchtling wenigstens mit Blicken verfolgte.

„Ach Wilhelm! Wilhelm! schaff mir ihn wie„der!“ rief sie mit so süsser Stimme dem keuchenden Jüngling nach, daß er den Vogel bis in den Käfigt der Fee Strigilline verfolgt haben würde, deren Bekanntschaft wir dem drolligen Cazotte verdanken. Die Wiese war nur sparsam mit Bäumen besetzt, und einige hundert Schritte weiter, durch einen zwar nicht tiefen, aber doch ziemlich breiten Fluß begränzt. Am Ufer dieses Flusses setzte sich Marlborough auf einen Weidenbusch, so niedrig, daß es schien, man könnte ihn mit der Hand erhaschen. Wilhelm schlich auf den Zähen herbey, und als er eben fünf ausgespreizte Finger ausstreckte — husch! da trat der Flüchtling die Reise über den Fluß an, lagerte sich drüben auf einer Espe, und sang schmetternd — nicht sein Marlborough s'en va-t-en guerre — sondern das Lied welches die Natur ihn ohne Leyer gelehrt hatte. So machen wir es alle. Jeder hat sein Stückgen nach der Leyer gelernt, das er nicht länger singt als er muß. Der Pfaff gurgelt es von der Kanzel, und überläßt sich daheim seiner Pfaffennatur, indem er Beichtpfennige zählt.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Wilhelm sprang, ohne sich zu besinnen, mit sammt den Kleidern in den Fluß, watete bis unter die Schultern im Wasser, und erreichte glücklich das jenseitige Ufer, aber nicht das Ziel seines Strebens.

Hannchen sah, was Wilhelm that, durch die Hecke, und die herabrollende Thräne der Angst, verwandelte sich in eine stillstehende Thräne der Wehmuth. Sie zitterte noch, aber nicht mehr für Marlborough. „Der gute Wilhelm!“ sagte sie laut. „Der liebe Wilhelm!“ wiederholte leise ihr Herz.

Er war nun sammt dem Vogel aus ihren Augen verschwunden, kletterte und sprang über Hecken und Graben, und verlohr den fliehenden Günstling nie aus dem Gesichte. Doch schon fiengen seine Kräfte an zu schwinden, er hatte keinen Athem mehr, die Schläge seines Herzens waren sichtbar, der Augenblick schien nicht mehr fern, da er erschöpft niedersinken, und den widerspenstigen Marlborough seinem Schicksal würde überlassen müssen.

Plötzlich mischte sich ein Dritter ins Spiel, der schon lange ungesehn auf seinen Vortheil lauerte. Ein Habicht schwebte in der Luft, still wie ein Bösewicht, der die Unschuld berückt. Ach! daß die Natur nicht dem Menschen, wie der Lerche, das Instinct verlieh, Bosheit und Tücke von Ferne zu ahnden, wenn sie auch noch ruhig und planlos über ihm zu schweben scheint. Der kleine Marlborough hatte in seinem goldenen Kerker nie einen Habicht gesehn, aber die Natur sagte ihm deutlich! „der da oben ist dein Feind!“ Was weder lockende Liebe noch reizende Leckerbissen vermogt hatten, das bewürkte endlich die Furcht.

Er flog niedriger — er flog ganz niedrig — er setzte sich auf einen Wacholderstrauch — der Habicht schoß herab — und Marlborough schlüpfte in Wilhelms rettende Hand.

„Ich habe ihn!“ keuchte Wilhelm, „Gott „sey Dank ich habe ihn!“ Er vergaß, daß seine Kräfte erschöpft waren; er dachte nur an Hannchens Freude, und der Gedanke gab ihm neue Stärke. Unmöglich konnte er sich entschließen, durch einen weiten Umweg auf die Landstraße, von der Landstraße über die Brücke, und so weiter in Herrn Jeromes Garten zurück zu schleichen. Mit dem Vogel in der Hand, sprang er noch einmal, und leichter als vorher, über alle die Gräben und Hecken, die ihn von Hannchen trennten; mit dem Vogel in der Hand watete er noch einmal durch den Fluß, und hielt seine Beute hoch empor.

„Ich habe ihn!“ rief er laut, als er das weise Gewand der Geliebten von Ferne durch die Hecke schimmern sah. Sanfte Thränen stahlen sich über des Mädchens Wangen, und als Wilhelm nun endlich vor ihr stand, Athemlos, durch und durch naß, mit blutigen Händen, braunrothen Gesicht, und seine Haare so triefend von Schweiß, als seine Kleider von Wasser — da sah sie ihn an mit einem feuchten, seelenvollen Blicke, vergaß Marlborough und ihr flornes Ne-

gligee, warf sich ihm plötzlich um den Hals, und küßte schluchzend seine heiße Wange.

Der gute Jüngling hatte das auch wohlverdient. Er war so erschöpft, daß er auch Hannchens Liebkosungen nicht einmal erwiedern konnte. Er sank ins Gras und schnappte nach Luft. Hannchen vermogte nicht, ihm mit Worten zu danken, sie war ganz still, aber dieser Augenblick entschied das Loos ihres Lebens. Wilhelm sollte in die Stadt gehn, die Kleider zu wechseln. Er wollte nicht. Am andern Morgen hatte er das kalte Fieber.

Fünftes Kapitel.

Liebe um Liebe.

Schalk Amor wohnt in jedem Mädgen Herzen und das von Rechtswegen. Klopfst du an, und er läßt sich verleugnen, so glaube darum nicht, er sey würklich abwesend, sondern nur dein Besuch war ihm zuwider. Amor ist unbezweifelt der größte Herr auf Erden, folglich bedient er sich auch zuweilen des Rechts großer Herren, den kleinen ehrlichen Leuten, die außer ihrer Ehrlichkeit nichts aufzuweisen haben, die Thüre vor der Nase zuzuwerfen. Dieser Gott des Himmels hat auch das mit den Göttern der Erde gemein, daß er sich von den Günstlingen beherrschen läßt, nur daß sie nie bey ihm in Ungnade fallen. Erräthst du ihren Namen? — sie heißen Eitelkeit und Sinnlichkeit. — Doch die Liebe hat auch einen Freund, zwar, wie gewöhnlich, minder begünstigt, als die Schmeichler, aber oft von großem Einfluß; er

heißt: Mitleid! und wenn er, wie es zuweilen geschieht, mit den Günstlingen in ein Bündniß tritt, so öffnet das verschlossenste Herz sich ihrer Fürsprache.

Wilhelm hatte, ohne es zu wollen, das Geheimniß entdeckt, so wohl den Freund als die Schmeichler für sich zu intressiren. Schon damals, als seine Thränen in den Bach flossen, und sein Schmerz einfache Töne in die Hirtenflöte hauchte, schon damals hatte das Mitleid Hannchens Herz beschlichen. Der Beinbruch im vorigen Jahre nährte dieß Gefühl, und das kalte Fieber gab ihm Riesenkräfte. Nun entstand die oberwähnte Trippelallianz. Die Eitelkeit flüsterte mit süsser Stimme: „um deinetwillen kletterte er auf den Birnbaum; um deinetwillen sprang er ins Wasser.“ — Die Sinnlichkeit — pfuy! was hat ein unschuldiges Mädgen von sechszehn Jahren mit der Sinnlichkeit zu schaffen?

Um Vergebung, meine Dame, verwechseln Sie dieß feine Gefühl nicht mit seiner ausgearteten Schwester, der Wollust. Nicht wahr, Sie sehen einen Antonius lieber als einen Socrateskopf? wer wird ihnen diese Sinnlichkeit zum Verbrechen machen? Wilhelm war ein schöner, schlanker Jüngling, die Farbe der Gesundheit, der frische Reiz der Jugend, ein klares, verständiges Auge, Purpurlippen, weisse Zähne — ist

es meine Schuld, daß die Natur allen diesen Dingen die Kraft zu gefallen beylegte? Und am Ende, müssen wir nicht mit Boufflers ausrufen:

Que deviendroient les familles,
Si les Coeurs des jeunes garçons
Etoient faits comme ceux des filles?

Das nämliche Zimmer in Herrn Jerome's Hause, wo Wilhelm im vorigen Jahre allzuschnell gesund wurde, war auch dießmal der Schauplatz seiner Leiden und Freuden. Er betrat es mit einem behaglichen Gefühl von Wärme, dem selbst der Fieberfrost auf einen Augenblick weichen mußte.

Fast den ganzen Tag saß Hannchen vor seinem Bette. Ihr Vater bekümmerte sich wenig darum, theils weil ihn kein Mißtrauen plagte, und theils, weil seine Geschäfte seit einiger Zeit in Unordnung geriethen, ihm den Kopf warm machten, und seine Laune verstimmten.

Hannchen hatte von einem alten Franzosen, einem Schüler Rousseaus, die Botanik gelernt, und von ihrer Mutter allerley schöne Recepte geerbt: sie pfuschte gern ein wenig in die Arzneykunst, und setzte es sich in den Kopf, ihren lieben Kranken selbst curiren zu wollen, eine Sache, die ihr wohl endlich auch ohne Recepte gelungen wäre. Bald bereitete sie ihm frische Kräutersäfte aus Kresse, Fieberklee, Borretsch und Pfaffenröhrlein; bald gab sie ihm Krausemünzenblätter

mit Honig; bald ließ sie ihn Kaffee mit Limoniensaft trinken. Wilhelm verschluckte sanftmüthig alles, was ihre schöne Hand ihm darreichte, und würde, wenn es ihr beliebt hätte, Coloquinten verschluckt haben, ohne den Mund zu verzerren.

Als er endlich merkte, daß das Fieber den Körper verließ, die Liebe zu Hannchen aber sein Herz nie verlassen würde, da wurde er traurig, tiefsinnig. Hannchen fragte jeden Tag dringend zärtlich um die Ursache, aber vergebens! Kein Kräutersaft lößte seine Zunge. Er hätte freylich gern die schwere Last von seinem Herzen gewälzt, aber wo sollte er den Muth hernehmen?

„Blödsinniger Jüngling! wenn es der Liebe „an Muth gebricht, so nimmt sie ihre Zuflucht „zur List. Du fürchtest Hannchens Zorn? wohl! „versuche es, ihr deine Liebe zu entdecken, ohne „eben den Vorsatz zu verrathen. Hast du nicht „ein Fieber? Kannst du nicht phantasiren? Die „Träume eines Fieberkranken darf sie wenigstens „nicht übel nehmen. Mußte doch einst die Prin„zessin von England es sich gefallen lassen, daß „ein wahnsinniger Peruckenmacher sich in sie ver„liebte.“

So plauderte ein Ich weiß nicht was zu Wilhelms Herzen, und Wilhelm lieh dieser Plauderey ein gefälliges Ohr. Mehrere Tage trug er sich mit dem kleinen heimtückischen Plan, und lauerte nur auf Gelegenheit, ihn auszuführen.

Eines Abends las ihm Hannchen den berühmten Reinecke Fuchs vor, den Herr von Goethe mit einem neuen Pelz versehen hat. Die Ränke und Schwänke des Meister Reineke machten ihm so viele Langeweile, daß er recht Zeit hatte, seine Rolle zu studiren. Wohl zwanzigmal war Hannchen im Begriff, das Buch gähnend bey Seite zu legen; da aber Wilhelm schwieg, und seine starren, auf sie gehefteten Augen Antheil an der Lectüre zu nehmen schienen, so glaubte sie, es müsse doch wohl unterhaltend seyn, und sie verstehe es nur nicht. Sie las also immer drauf los bis zum neunten Gesange, und erwehrte sich des Schlafs so gut sie konnte.

Sie war eben bey der Stelle:

— — Doch gieng er mit Kühnheit
Gerade durch alle Baronen —

als das Wort Kühnheit Wilhelms Ohr traf, und in seinem Herzen widertönte. „Warum zau„derst du?" flüsterte die Liebe: „fasse Muth! „sey kühn!" — Nun war zwar hier von ganz andern Dingen, als von Baronen, die Rede, und es schien ihm leichter durch alle Reichsbarone der ganzen Christenheit zu wandern, als sich den zornigen Blicken seiner Geliebten blos zu stellen; aber ein volles Herz und ein wachsender Keim streben beyde sich Luft zu machen, wenn gleich diesen eine Erdscholle, und jenes die Furcht verschließt.

Plötzlich fieng Wilhelm an, sich im Bette hin und her zu werfen, und unverständliche Worte zu

murmeln. Hannchen blickte auf. „Ist dir nicht „wohl Wilhelm?“ — er antwortete nicht. Hannchen wiederholte ihre Frage, und Wilhelm beharrte bey seinem Schweigen. Nun legte sie ängstlich das Buch weg, stand auf, bückte sich über ihn, und sah ihm forschend ins Gesicht. Seine Wange glühte — das kam ihr verdächtig vor; seine Stirn brannte — das hielt sie für eine Rückkehr des Fiebers; seine Augen irrten umher — er athmete schnell — ihr wurde bange. Schweigend und harrend stand sie neben ihm, um die Symptome zu belauern.

Jetzt öffneten sich Wilhelms Lippen: „Hann„chen!“ rief er ohne sie anzusehn, „geliebtes „Hannchen!“ — und nun fieng er an zu schwärmen von Pallästen und Schäferhütten, die er mit ihr bewohnen wollte. Bald stellte er sich, als glaube er Herrn Jerome vor sich zu sehen, bat und beschwur ihn mit Thränen, ihm, um seiner Armuth willen Hannchen nicht zu versagen; bald erblickte er sie in den Armen eines andern, weinte und tobte, jammerte und wütete.

Hannchen war sehr erschrocken. Sie wollte weglaufen und blieb, sie wollte Hülfe rufen und that es nicht. Wilhelm raste so unterhaltend, daß er ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte, und das Bekenntniß seiner Liebe hörte sie mit Entzücken, da sein Zustand ihr jede Schaamröthe ersparte.

Nachdem der verstellte Kranke seine Rolle eine Zeitlang mit Beyfall gespielt, und die ge-

heimsten Wünsche seines Herzens ohne Stottern enthüllt hatte, sank er erschöpft zurück auf sein Lager, und blinzelte mit halb geschlossenen Augen nach Hannchen, um die Würkung seiner Schauspielertalente zu erforschen. Dieses Zurücksinken nahm Hannchen für eine Ohnmacht, und das Blinzeln für gebrochene Augen. Husch! lief sie ans Fenster, wo ein Gläsgen mit herzstärkenden Tropfen stand, ergriff einen Löffel, und vermeynte zwanzig Tropfen abzuzählen; es wurden aber wenigstens achtzig daraus, theils weil ihre Hand zitterte, und theils weil sie so verkehrt zählte, als ob sie eben so wenig vom Einmal Eins als von Kants Critik der reinen Vernunft hätte reden hören. Wäre die Herzstärkung würklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, so würde der kranke Schalk auch eben keinen Nachtheil davon empfunhaben, denn auf dem Wege vom Fenster bis zum Bette verschüttete ihre bebende Hand drey Viertheile der allzureichlichen Gabe. Mit dem letzten Viertel näherte sie sich den Lippen des Patienten, und sprach sanft bittend: „Mein lieber Wil„helm!“ — Da nahm er, statt des Löffels, ihre Hand, drückte sie feurig an den Mund sah ihr schmachtend ins Antlitz.

„Du wirst die Tropfen verschütten!“ rief Hannchen verwirrt. Aber die Tropfen waren schon längst verschüttet. Wilhelm bekümmerte sich wenig mehr um die Tropfen, er schlang seinen Arm um das holde Mädgen, verbarg sein Ge-

sicht an ihrem Busen, und stotterte: „vergieb mir Hannchen! ich phantasirte nicht!“

„Was hast du Wilhelm?“

„Ach! ich bin arm! ich habe nichts als ein „Herz das dich liebt!“

„Du bist krank —“

„O ja! bis zum Sterben, wenn du mich verschmähest!“

Es war wohl eine trefliche, aber auch gefährliche Sitte bey den alten Deutschen, daß die Heilkunde zu den Pflichten der Weiber gehörte. Wie manche Wundercur mag eine schöne junge Dame damals verrichtet haben! aber wie oft mag sie auch das Opfer ihrer Menschenliebe geworden seyn! Wie oft wurde der Kranke gesund und der Arzt erkrankte.

Hannchen fühlte, daß sie die herzstärkenden Tropfen nöthiger brauchte als Wilhelm. Sie wäre gern davon gelaufen, aber es fehlte ihr an Kräften, sich aus seinen Armen los zu winden; sie hätte gern gescholten, aber es fehlte ihr an Luft ein Wort hervor zu stammeln, denn Wilhelms brennende Lippen versiegelten die Ihrigen. Der Taschenspieler Amor vertauschte in diesem Augenblicke mit großer Geschwindigkeit ihre Herzen, und zeigte ihnen, mit Hülfe der Zauberey, statt eines nahen Abgrunds, in der Ferne einen Rosengarten.

Sechstes Kapitel.

Der Schulmeister.

Es giebt vier Gattungen glücklicher Menschen auf der Welt. Bey dreyen derselben zerfließt das Glück schnell wie eine Nebelwolke, die der arme Schiffer, mit dem zerbrochenen Steuerruder der Vernunft, in der Ferne für Land hielt. Nur bey der vierten ist es dauerhaft. wenn kein unberufener Arzt sich ins Spiel mischt. Die drey Ersteren heißen: der Trunkene — der Verliebte — das Kind — und der Letztere — ach! warum muß ich eine bittere Wahrheit sagen! — der Letztere ist der Wahnsinnige. Alle viere haben das mit einander gemein, daß sie sich reich glauben, nur die Gegenwart geniessen, und nicht vor der Zukunft beben. Um dieser gleichen Stimmung willen, pflegt man auch die Verliebten oft Kinder, Trunkene oder Wahnsinnige zu nennen, und ich habe nichts dagegen, wenn man dem Helden meiner Geschichte eben diese Eh-

rentitel beylegt, denn es war wirklich kindisch in ihren Jahren der Liebe Raum zu geben; es war trunken einander Liebe zu bekennen; es war wahnsinnig von einer glücklichen Zukunft zu träumen.

Wilhelms kühnste Hofnungen erhoben sich kaum bis zu einem Schulmeisterdienste. Hannchen meynte freylich, die Liebe adle jeden Stand, und beglücke den Bettler wie den Fürsten. Sie sah schon im Geist, wie sie Hühner und Gänse füttern und am Kirchweyhfest Kuchen backen würde. Auch der Unterschied ihrer Religion schreckte sie nicht, Liebende haben nur eine Religion.

Wilhelm fand diese Gedanken sehr gründlich, und ermangelte nicht, noch ähnliche hinzuzufügen. Wenn ein kriegerischer Fürst — so raisonnirte er — das Schwerdt in die Scheide stößt, um am Busen einer Fürstin auszuruhen, so ist das eben nichts mehr, als wenn ein Schulmeister die Ruthe niederlegt, und die Frau Schulmeisterin umarmt. Der Fürst bekränzt sein Haupt mit Lorbeern, und der Schulmeister, am Pfingstfest, seine Stube mit jungen Birken, Die Lorbeern triefen von Blut, die Birken hingegen von einem zuckerreichen Saft. — Gern spielt die Liebe mit solchen Anthithesen. Sie wirft sie der Phantasie vor, die alles ohne Unterschied in den Mund steckt, wie die kleinen Kinder, und zu spät gewahr wird, daß man dergleichen nicht essen kann.

Wilhelm, dessen Fieber nun eine andere Richtung genommen hatte, schien mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, seit Hannchens Lippen auf den seinigen brannten. Seine Lehrer nannten ihn keinen Träumer mehr; er war der aufmerksamste, lernbegierigste Schüler; der alles schnell faßte, und das Ziel seines Fleisses den köstlichen Preiß, nach welchem er rang, nie aus den Augen verlohr. Er lernte jetzt in sechs Monaten mehr, als vorher in sechs Jahren, und zeichnete sich bey einem Examen, in Gegenwart des Generalsuperintendenten Horristopsilius, so vortheilhaft aus, daß er, trotz seiner Jugend, die ziemlich einträgliche Schulmeisterstelle in Walldorf erhielt.

Stolzer als ein Kardinal, der vom sichtbaren Oberhaupt der Kirche das Recht empfangen, eine Purpurfarbene Maskenkleidung zu tragen, und ein weisses Pferd am güldenen Zügel zu lenken; froher als ein gescheiterter Weltumsegler, der in einem lecken Kahn Wochenlang Hunger und Wellen trotzte, und plötzlich eine freundliche Südseeinsel vor sich sieht, von deren Küste herab der Brodfruchtbaum ihm zunickt; stolzer und froher eilte Wilhelm jetzt nach Hause, seinen kranken Vater durch diese Bottschaft zu erquicken.

Der gute alte Hans Wiese war zwar nicht bestimmt, die Früchte von seines Sohnes Fleisse zu erndten, denn er starb einige Wochen nachher; aber er trug sich doch bis an seinen Tod mit hundert kleinen Entwürfen, wie er sich im Alter einen

guten Tag pflegen, den Kohl- und Obstgarten unter seine Oberaufsicht nehmen, allenfalls auch die Schulknaben dann und wann im Lesen unterrichten wolle, wenn etwa sein Sohn, nothwendiger Geschäfte halber, in die Stadt gegangen seyn werde. Unter solchen lieblichen Träumen entschlummerte Hans Wiese — vielleicht desto besser für ihn! denn die Phantasie mahlt gewöhnlich al Fresco, in der Nähe darf man es nicht beschauen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Wilhelm, nach empfangener Meisterwürde, sich sogleich aus dem väterlichen Hause zu Herrn Jerome auf den Weg machte; doch ersetzte er vorher mit sorgsamer Hand den Puder an den Stirnwinkeln, den er beym Examen weggeschwitzt hatte. Auf der Straße sah und hörte er nicht. Hier stieß ihn ein Milchweib in die Ribben, dort schaute ihm ein Karrengaul über die Schulter; er wanderte blindlings darauf los, sprach unterwegens sehr viel mit sich selbst, und sein Lächeln ließ errathen, daß es eben kein Hamletscher Monolog war.

„Das freut mich," sagte Herr Jerome, als er seines pflegbefohlnen Glück vernahm; „Gott segne ihn, mein Sohn!", — (zum erstenmale nannte er ihn Er.) Hannchens Wange glühte, sie wäre dem lieben Jüngling gern um den Hals gefallen; das Wort Sohn, welches ihr Vater

ausſprach, weckte eine Reyhe lachender Bilder in ihrer Seele.

Wilhelm mußte zu Tiſche bleiben. Er ſaß in ſtummer Freude, berůhrte keinen Biſſen, ſåttigte nur ſeine Augen, und als der alte das Glas ergriff, und freundlich ſprach: „Er ſoll leben Herr Wieſe!“ — da drångte ſich mit Gewalt eine Thråne in Hanchens Auge; ſie mußte aufſtehn, und ſich drauſſen etwas zu ſchaffen machen.

Es iſt doch eine eigne Sache um das Geſundheittrinken. Nichts faderes auf der Welt, ſo lange dieſe Sitte nur ein Reichsſtådtiſcher Ehrentrunk iſt. Aber bey feierlichen frohen Begebenheiten, wenn das Herz dem Herzen zutrinkt, da tritt wohl auch Månnern ein Tropfen ins Auge, und der Jůngling ſtimmt ein mit dem Greiſe:

„Gott ehre mir die Sitte unſerer Våter!“

Siebentes Kapitel.

G e d u l d!

Wenige Tage nach dieser frohen Begebenheit, holte der Tod ein halbes Dutzend Fürsten und Grafen aus der Welt, und nahm bey dieser Gelegenheit auch den alten Packträger Hans Wiese mit, um sie dort von einem schärferen Examinator, als der Generalsuperintendent Horristopsilius war, befragen zu lassen: wie schwer eines jeden Packen gewogen? und ob sie ihn, ohne zu straucheln, von der Wiege bis an's Grab geschleppt?

Nachdem Wilhelm kindliche Thränen auf seines Vaters Grabhügel geweint, und die Erbschaft, bestehend in dem blauen Sonntagsrock mit der rothen Scharlachweste, in Empfang genommen hatte, wanderte er wohlgemuth nach Walldorf. Er fand eine lachende Gegend, ein freundliches Haus, von einem guten alten Müttergen, der Wittwe des verstorbenen Schulmeisters bewohnt; Kohl- und Obstgarten, eine Laube von Hollunder und Jasmin, ein Stück Ackerfeld, eine Wiese,

treuherzige Bauern und einen braven Pfarer. Alles, alles entsprach seinen Wünschen und Hofnungen. Froh wie ein Kind machte er seine kleinen häuslichen Einrichtungen im Taumel des Wohlbehagens. Die alte Wittwe seines Vorgängers hatte bey seiner Ankunft gezittert, denn sie fürchtete, aus der kleinen Hütte verdrängt zu werden, in welcher sie schon länger als dreyßig Jahre friedlich hauste. Ihre Furcht war vergebens. „Ihr mögt bey mir bleiben, Mutter!“ sprach Wilhelm, „bis der Tod euch abruft, und „Gott mag mir das wieder an meiner Wittwe „vergelten, wenn ich einst davon gehe.“ Er dachte an Hannchen: sie ist fremd in der Wirthschaft, die Alte wird ihr mit Rath und That an die Hand gehn. Die Alte versteht zu kochen, trotz der Frau Pfarrerin, und wenn ich die Braut heimhole, empfängt sie uns mit einem leckern Pfannkuchen, ich weiß, den ißt Hannchen gern. Da muß der Tisch in der Hollunderlaube gedeckt werden, und nach der Mahlzeit führe ich sie hinaus aufs Feld, und zeige ihr unsern ganzen Reichthum. Im Obstgarten sind Birn, wohl eben so viel werth, als die, um deren willen ich mein Bein brach; und der Salat im Kohlgarten — der wird dem kleinen Marlborough schmecken.

So sanft wiegte sich Wilhelm jeden Abend in den Schlummer, bis er in seiner neuen Wohnung warm geworden, und, nach seiner Meynung, alles zum Empfang der Braut, wohl und

zierlich mit Besemen gekehrt und geschmückt war. Dann trat er eines Morgens, mit hochklopfendem Herzen, die Reise nach der Stadt an, und drechselte unterwegens schöne Phrasen, die er dem alten Herrn Jerome ans Herz legen wollte, die er aber alle wieder vergessen hatte, als seine zitterde Hand die Stubenthür öffnete. „Ey! ey! „willkommen Herr Wiese!“ rief ihm der Alte entgegen: „nun wie gehts?“

„Gott Lob! Herr Jerome, es geht mir recht „gut. Ich habe mein reichliches Auskommen, und „wohl noch etwas drüber.“

Herr Jerome. Das freut mich. Setze er sich doch.

Wilhelm. Mir fehlt auf der Welt gar nichts, als ein gutes Weib.

Herr Jerome. So, so? denkt er auch schon daran? nun, dazu kann ja wohl Rath werden. Jung gefreyt hat niemand gereut. Er muß sich eine reiche Schulzentochter aufs Korn nehmen.

Hannchen lauerte mit zurückgehaltenem Athem hinter der Thür. Ihr Busentuch zitterte auf und nieder, und verrieth allein, daß sie keine Bildsäule sey.

„Ach Herr Jerome!“ fuhr Wilhelm mit bebender Stimme fort: „was soll mir der Reich„thum? Die Kunst reich zu seyn, ist die Kunst we„nig zu bedürfen, und Gott sey Dank! ich bin

„gnügsam. Schulzen oder Bettlers Tochter, wenn „mein Weib mich nur liebt.“

Herr Jerome. Nun freylich. Er ist ja ein schmucker junger Kerl, und wird Mädgen genug finden, die ihn lieben werden.

Wilhelm. Ich — ich habe schon eine gefunden —

Herr Jerome. So? gratulire. Er wird mich doch zur Hochzeit bitten?

Wilhelm. Sie — sie heißt — Hannchen —

Herr Jerome. Ey, da heißt sie ja wie meine Tochter.

Wilhelm. Theurester Herr Jerome! Sie sind mein Wohlthäter! Sie haben mich aus dem Staube gezogen, und einen Menschen aus mir gebildet — vollenden Sie ihr Werk — geben Sie mir Hannchen zum Weibe! —

Was? was? ist er toll? — (die Pfeife fiel ihm aus dem Munde.)

Wilhelm stürzte sich auf die Hand des Alten, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und stotterte die Worte: „Hannchen liebt mich!“

„Das ist sehr albern von ihr,‘ sagte Herr Jerome, nachdem er sich von seinem Erstaunen ein wenig erholt hatte: „sehr kindisch und unbe„sonnen von euch beyden. Ich bin zwar kein „Freund von Alfanzereyen, aber Ordnung muß „doch in der Welt seyn. Jeder halte sich fein zu „seines Gleichen. Ueberdieß bin ich catholisch,

„und zweyerley Religionen taugen nichts in der „Ehe; die Kinder wissen nicht, ob sie dem Vater „oder der Mutter glauben sollen. Kurz, mein „Freund, ich will es ihm zu gute halten, daß er „sich in Hannchen vergaffte, denn er ist jung, „und sie hat ein hübsches Lärvgen; aber ich „hoffe, er wird sich die Heyrathsgrillen aus dem „Sinne schlagen, und mich für meine Wohltha„ten nicht mit Undank lohnen.“

Es war zum erstenmale in sieben Jahren, daß Herr Jerome das Wort Wohlthat fallen ließ; desto schwerer fiel es dem armen Wilhelm aufs Herz. „Undank?“ sagte er, indem er mit zitternden Lippen eine Thräne aufsog: „nein! — „Gott bewahre mich vor dem Laster! es gehe mir „wie es wolle, Gott bewahre mich vor Undank!“— Er faltete seinen Hut zwischen beyde Hände, sah mit feuchtem Auge gen Himmel, und rief: „ich „werde elend seyn, aber nicht undankbar!“ —

Mit diesen Worten wankte er zur Thür. Der Alte war gerührt; ein mitleidiges Gefühl sprach für seinen Pflegesohn, aber die Vernunft donnerte dazwischen: es darf nun einmal nicht anders seyn! — und so ließ er ihn in Gottes Namen gehn.

Als Wilhelm die Thüre öffnete, lag Hannchen auf der Schwelle und schluchzte. Von der Schwelle kroch sie zu ihres Vaters Füßen. Reden konnte sie nicht, aber aus ihren Augen floß eine Sprache, die das Vaterherz versteht. Herr

Jerome mußte gegen die Macht dieser stummen Ueberredung seine ganze Standhaftigkeit zusammen nehmen. Er kämpfte und siegte, denn der Widerstand des guten Mannes gründete sich weder auf Rang noch catholischen Glauben, sondern auf eine Ursache, die er sich laut zu sagen schämte.

Wohlleben, Phlegma und mißbrauchtes Vertrauen hatten sein Hauswesen zerrüttet, er dachte seit einiger Zeit auf Mittel, sich wieder empor zu helfen, und das schien ihm das Leichteste und Bequemste, wenn er seine Tochter an einen jungen, reichen Fabrikanten verheyrathete, der sich seit kurzem in L** niedergelassen, und viel Geschmack an Hannchen zu finden schien.

Man schimpft so oft auf Vorurtheile, und doch ist unter zehenmalen das Vorurtheil gewiß neunmal nur der Deckmantel der menschlichen Handlungen. Intresse und Leidenschaft sind die verborgenen Räder der Maschine, das Vorurtheil ist nur die Puppe, die vor euren Augen herumläuft. Werde dem dicken Manne drum nicht gram, lieber Leser! er that, was Millionen fromme Christen an seiner Stelle gethan haben würden; er schenkte den jungen Leuten ein fruchtloses Bedauren, leerste Trostgründe, und ermahnte sie zur Geduld.

Achtes Kapitel.

Der Soldat.

Es giebt eine Menge Tugenden, auf die wir uns nichts einbilden dürfen. Eine Menge sagte ich? — Alle vielleicht! — Klima, Temperament und Alter schaffen hier einen Heiligen, und dort einen Bösewicht. Wenn der Ostindianer, dem ein fruchtbarer Boden seinen Reiß hundertfältig wieder giebt, wohlthätiger ist, als der Finne, der sich Brod aus Steinen schaffen muß; so ist das kein Verdienst. Wenn Boileau Keuschheit predigte, weil ein Kalekutscher Hahn ihn schon als Knabe zum Weiberfeind machte; so ist das keine Tugend. Und wenn Herr Jerome im sechszigsten Jahre die Geduld würklich übte, die er anprieß; so verdankte er es seinem abgekühlten Blute, welches nicht mehr rasch durch die Adern walzte, sondern höchstens noch in einer Polonoise abgemessen dahin schritt.

Die Existenz des Jünglings besteht aus Wünschen und Hoffnungen; die des Greises aus Gewohnheiten. Wünsche und Hoffnungen kann der Jüngling wechseln und vertauschen, aber der Greis klebt an seinen Gewohnheiten, wie eine Auster an ihrer Schaale; lößt man ihn davon ab, so stirbt er. Herr Jerome fühlte, daß ein sorgenfreyes Leben, eine wohl besezte Tafel, und ein gutes Glas Wein, ihm unentbehrlich geworden waren; Wilhelm konnte ihm alle diese Dinge nicht verschaffen, folglich beharrte er standhaft bey seiner Weigerung.

Wilhelm und Hannchen schieden, wie das Leben von der Jugend scheidet: unter Zuckungen und Krämpfen. „Ach! wäre ich ein Pack„träger geworden!“ rief Wilhelm und stürzte fort. „Auch dann würde ich nur dich geliebt ha„ben!“ wimmerte Hannchen ihm nach. Vergebens suchte der Vater alles hervor, um das liebende Mädgen zu zerstreuen. Er fuhr mit ihr in den Garten — da lag Wilhelm unter dem Birnbaum! — er spazierte mit ihr auf die Wiese — da sprang Wilhelm in den Fluß! — er bat Gäste — ach! unten am Tische saß Wilhelm! — er schenkte ihr ein neues Kleid — für wen sollte sie sich putzen? — ihre Haare blieben ungekräuselt, ihre Blumen unbegossen, und Marlborough wäre schier verhungert. Sie vertauschte ihr Zimmer gegen Wilhelms Krankenstube; da saß sie auf dem Bette, wo er zum erstenmale seinen Arm um sie schlang; da heftete sie ihr Auge starr auf

den Boden, wo die verschütteten Tropfen einen röthlichen Flecken zurückgelassen hatten.

Wilhelm kam in sein Dörfchen zurück, mit einer bittern Gleichgültigkeit gegen alles was Menschen oder Welt heißt. Das gute alte Müttergen sah mit Schmerzen, daß er den Pfannkuchen dem Hunde gab, den sie so lecker zu seinem Empfange gebacken hatte. Er gieng hinaus aufs Feld, und lächelte, als er gewahr wurde, daß der Kornwurm die grüne Saat verzehrte. Er durchstrich den Obstgarten, und freute sich über die Raupennester, die an den Blüten hiengen. Von ungefähr blickte er in die Höhe, sah einen Habbicht, der ihm ein Küchlein vom Hofe gestohlen hatte, und unwillkührlich rief er: bravo!

In dieser Stimmung gieng er mit hastigen Schritten um das Dorf. Die Arme verschränkt, den Hut ins Gesicht und den Kopf auf die Brust gedrückt, sah er weder Menschen noch Vieh rechts noch links auf seinem Wege. Plötzlich hörte er Klagetöne in einer geringen Entfernung. Er erwachte auf einen Augenblick aus seiner Betäubung, schob den Hut aus dem Gesichte, und erblickte eine weinende Bauerfrau, die verzweifelnd ihre Hände rang, Wilhelm, der sonst so sanfte gute Wilhelm, immer bereit zu Trost und Hülfe, hielt es jetzt nicht der Mühe werth, nach ihrem Kummer zu forschen. „Was wird es seyn?“ dachte er: „sie „ist vielleicht bestohlen worden, oder der Vieh-

„stall ist ihr abgebrannt. Kleinigkeit!“ Er wollte vorüber gehn.

„Ach Herr Schulmeister!“ rief das Weib: „helfe er mir um Gottes willen!“ “Helf' ihr „Gott!“ sagte Wilhelm unmuthig.

„Ach! die grausamen Werber! sie haben „mir meinen einzigen Sohn genommen!“

„Die Werber?“ — es schlug wie ein Blitz in Wilhelms Seele. „Wo sind sie?“

„Dort unten in der Schenke. — Ach mein „Heinrich! ich werde ihn nie wieder sehn! er ist „zart gebaut, er wird die Strapatzen nicht aus„halten!“

„Geduld Mutter! wir wollen sehn, was „sich thun läßt.“

Mit raschen Schritten näherte sich Wilhelm der Dorfschenke. In seiner Seele war ein fürchterlicher Tumult. — „Wer bin ich? — Was „bin ich? — hängt mein Herz noch an irgend „etwas auf der Welt? — mein Vater ist tod — „Hannchen ist tod! — Soll ich hier einen Tag „wie den andern essen, trinken und herum wan„deln? — Einförmigkeit und Ruhe wurden „nur für glückliche Menschen geschaffen; Lärm, „Getümmel, Krieg, heute hier, morgen dort, „heute gesund, morgen ein Krüppel — das ist „ein Leben für Unglückliche!“

Jetzt trat er in die Schenke. Ein Preussischer Feldwebel saß am Tische, zechte auf die Gesundheit des Königs, und spöttelte über das angeworbene Muttersöhngen, das an seiner Seite

weinte. Wilhelm winkte den Feldwebel bey Seite: „Herr!“ sagte er, „was will er mit dem zar„ten, jungen Burschen anfangen? der kann noch „kaum eine Muskete tragen.“

„Was hilfts?“ versetzte der Schnurrbart, „man hat die Wahl nicht. Futter für Pulver. „Die Franzosen machen uns zu schaffen. Wenn „wir jetzt bey der Armee so genau aufs Maaß, „oder auf die breiten Schultern sehen wollten, „so würde bald keine Kompagnie mehr complet „seyn.“

Wilhelm. Aber wenn ich ihm nun statt dieses Recruten, einen jungen, gesunden, rüstigen Kerl stelle, der seine sechs Zoll mißt?

Feldwebel. Ey, so mag dieser in Gottes Namen laufen.

Wilhelm. Wohlan, ich bin sein Recrut.

Feldwebel. (zurückprallend) Er Herr Schulmeister?

Wilhelm. Ohne viele Worte. Gebe er mir ein Glas Wein. Es lebe der König!

Feldwebel. Hat er ein Glas zu viel getrunken? wie? er wollte für ein paar Groschen des Tages den schönen, einträglichen Dienst verlassen?

Wilhelm. Das geht ihn nichts an. Da ist mein Hut. Steck' er ein Feldzeichen darauf.

Feldwebel. (nach dem Hute greifend) Nun, wenn er es durchaus so haben will —

Wilhelm. Halt! das würde zu viel Aufsehen hier im Dorfe machen. Wann marschirt er?

Feldwebel. Noch diesen Abend.

Wilhelm. Desto besser! wenn er mein Haus, dort unten an der Ecke, vorbey geht, so pfeife er nur, und ich werde mich zu ihm gesellen

Feldwebel. Aber das Handgeld —

Wilhelm. Handgeld? ha! ha! ha: Das Handgeld ist mein Elend, ich werde ihm nicht entlaufen. Jetzt gehe er, und kündige er dem armen Teufel seine Freyheit an.

Feldwebel. Nicht eher, als bis ich meiner Sache gewiß bin, und er das Handgeld genommen.

Wilhelm. Muß das so seyn? Nun gut, auch das.

Er empfieng einige Goldstücke, und trat mit dem Feldwebel wieder in die Stube. Hier sah er gleichgültig die Freude des armen Heinrichs und das Entzücken seiner Mutter. Der Letztern drückte er die Goldstücke in die Hand, nicht um eine Wohlthat zu erzeigen, sondern um das Geld los zu werden Von Segenswünschen begleitet, die ihn weder rührten noch freuten, gieng er nach Hause, um seine Wäsche in ein Bündel zu schnallen. Das alte Müttergen sah ihm erstaunt zu, fragte wohl zwanzigmal, was er vorhabe? und erhielt keine Antwort. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, pfiff der Feldwebel. „Lebt wohl

„Mutter!“ sagte Wilhelm und warf sein Bündel auf den Rücken.

„Lieber Gott! wo wollt ihr denn hin? so „spät Abends!“

„Legt euch schlafen Mutter! wenn es einst „dort Morgen wird, wo Fabrikanten und Schul„meister, Catholiken und Protestanten untereinander erwachen, dann sehen wir uns wie„der!“ – – Die gute Alte verstand ihn nicht. Sie sah ihm nach, bis er hinter der Weisdornhecke verschwand, wiegte ihr Haupt, und watschelte zu einer Nachbarin, in deren Gesellschaft sie sich bis um Mitternacht vergebens den Kopf zerbrach, um zu errathen, was doch wohl dem Herrn Schulmeister wiederfahren seyn mögte?

Die Sonne gieng eben auf, als der Feldwebel mit seinem Recruten einen Hügel erklimmte, von welchem man Wilhelms Geburtsstadt überschauen konnte. Er sah ganz deutlich den grünen Giebel des Hauses wo Hannchen wohnte. Die Gärten vor dem Thore lagen ihm noch näher; er glaubte sogar den lieben Birnbaum zu erkennen.

Bis hieher war er seinem Führer still und finster gefolgt; weder Worte noch Seufzer hatten die Leiden seines Herzens verrathen. Jezt stand er plötzlich wie eingewurzelt, breitete die Arme nach seinem Geburtsort aus, und weinte bitterlich.

„Gutes Muths!“ sagte der Feldwebel. „Wenn er nun auch dem Könige ein Dutzend „Jahre dient, die Stadt wird unterdessen nicht „von ihrer Stelle rücken. Und kömmt er denn

„einmal wieder als Gefreytkorporal, mit einer „Medaille im Knopfloch, so wird das seinem Lieb„gen ganz anders in die Augen leuchten, als der „schwarze, abgeschabte Rock.“

„Mein Liebgen?“ sagte Wilhelm erschrokken: „woher kann er wissen —?“

Feldwebel. Hm! das merkt man ja wohl. Ich müßte nicht so lange in der Welt mitgelaufen seyn. Umsonst wird er nicht so mit klaren Augen da hinunter ins Thal gaffen.

Wilhelm. Dort liegt mein Vater begraben.

Der Feldwebel öffnete schmunzelnd sein Tornister: er will mir nichs sagen? Gleichviel. Da trink' er einmal. Es hat einer ein schöres Lied gemacht, darinn steht geschrieben: auch die Todten sollen leben:

Wilhelm nahm und trank.

„Galt es den Todten oder den Lebendigen?“ fragte der Feldwebel schalkhaft.

„Warum soll ichs leugnen? es galt meinem „Hannchen!“

Feldwebel. Hannchen? sie soll leben! — Er stürzte ein Glas hinunter.

„Guter Mann,“ sagte Wilhelm: „er hat „mich da zu rechter Zeit an ein schönes Lied er„innert:“

Wenn der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn;
Wer ein holdes Weib errungen —

Ach! noch kann ich das nicht sagen! aber:

Festen Muth in schweren Leiden!
Ewigkeit geschwornen Eyden!

Komm er weiter! ich bin gestärkt.

Neuntes Kapitel.

Der Wildfang.

Wenn es nicht wider die Ehrfurcht stritte, die man einem sogenannten Geiste schuldig ist, so würde ich sagen: die Seele gleicht zuweilen einem verrenkten Gliede, man kann es nicht rühren ohne heftige Schmerzen. Oft aber ist nur ein kleiner Ruck von einer geschickten Hand hinlänglich, um jeder Muskel ihre gehörige Lage wieder zu geben. Der Zufall legte dem Feldwebel ein paar Worte aus Schillers Lied an die

Freude in den Mund. Wilhelm wußte dieß Lied auswendig, in seiner Seele reyhte sich schnell Zeile an Zeile; eine jede trägt den Stempel der Vollkommenheit; eine jede reißt unwiderstehlich zu himmlischen Gefühlen mit sich fort. Ich kenne kein menschliches Leiden, für welches dieses Lied nicht irgend ein Balsamtröpfgen in Bereitschaft hätte. Segen über den Dichter! er hat mich einst in einer bangen Stunde erquickt! — Segen über ihn! rief auch Wilhelm, als er wieder einen Lichtstrahl der Hoffnung, einen Aufblick des Muthes in seiner Brust verspürte.

Noch einmal überschaute Wilhelm mit nassem Auge, seines Vaters Grab, den grünen Giebel, und den Birnbaum; hastig stolperte er dann den Hügel hinunter, und empfand eine Art von Beruhigung, als er sah, daß dieser Hügel ihm auch die letzte Thurmspitze verbarg. — Beruhigung? hör' ich fragen. — Allerdings. So lange der Mensch noch die Hand nach einem geliebten Traumbild ausstrecken kann, mit der kleinsten Wahrscheinlichkeit es zu erhaschen; so lange leidet er mehr, als wenn die letzte Hoffnung ihm schwindet. So oft Wilhelm einen Berg in blauer Ferne hinter sich liegen sah, der gestern noch in blauer Ferne vor ihm gelegen hatte; so oft er mit einer fliegenden Brücke über einen Strom setzte, und dann die Brücke vom Ufer wieder abstoßen sah; so oft kam es ihm vor, als ziehe sein Herz sich immer enger zusammen,

der Sturm im Busen schwieg, und war es auch nicht Ruhe so war es doch Stille.

Sehr natürlich, daß der Feldwebel auf dieser Wanderschaft sein Vertrauter wurde. Mittheilung ist dem liebenden Bedürfniß, und hätte kein menschliches Ohr sich ihm geöffnet, so würde er im nächsten Dorfe einen Hund gestohlen haben, ihm seine Leiden zu klagen. Auch war Wilhelms Gefährte kein so rauher Mann, als sein Schnurrbart, und seine grobe Stimme vermuthen ließen. Er hatte daheim Weib und Kind, sprach gern von Krieg und Scharmützeln, aber lieber noch von seinem wackern Gretgen, und von dem muntern Buben an ihrer Brust. Ein Mensch, der Gefühl für den Werth eines guten Weibes und Sinn für häusliches Glück vereint, kann kein hartherziger Mensch seyn. Geduldig lieh er dem Erzähler sein Ohr, schien es ihm wenigstens zu leyhen, und das war für Wilhelm genug.

Nach mehreren Tagereisen gelangten sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, eine Festung an der Grenze, wo die Recrutentransporte zusammen flossen, und die Neuangeworbenen den Dienst lernen mußten. Der stille, geradsinnige, nie murrende und alles leicht begreifende Jüngling gewann bald die Liebe seiner Vorgesetzten. Die Handgriffe seiner neuen Kunst wurden ihm ohne Stockschläge geläufig. Er war treu, nüchtern, und nie in böse Händel verwickelt; er schrieb eine schöne Hand und unterwieß die Kinder seines Hauptmanns in den Anfangsgründen der Schul-

wissenschaften. So erwarb er sich Liebe und Ansehn, und selbst die wildesten unter seinen Kammeraden haßten ihn nicht, weil er keinen Beruf zum Sittenprediger in sich verspürte und ihnen nie ihre Freude verdarb. Doch war unter allen nur einer, der sich fester an ihm hieng, und dieser eine gerade unter allen der ausgelassenste.

Fritz Perlstädt, der Sohn eines königlichen Beamten, verband mit einem guten, weichgeschaffenen Herzen den lebhaftesten Geist. Schon als Knabe preßte er seinen Lehrern manchen Schweißtropfen aus, und war unerschöpflich in muthwilligen Neckereyen. Bald wurde hier ein Angelhaaken in eine ehrenfeste Perucke geworfen, bald dort der Zopf seines Mitschülers zwischen die Spalte einer Bank geklemmt. Man sparte, zum Heyl seiner Seele, weder Ermahnungen noch Ruthen, aber die leztern fruchteten noch weniger als die erstern. Der Vater, seit einigen Jahren Wittwer, sah ihm durch die Finger, und alles wäre vielleicht gut gegangen, hätte nicht sein böser Genius ihm eine Stiefmutter über den Hals geschicket.

Der Wahrheit zu Ehren sey es gesagt: es giebt hin und wieder auch brave Stiefmütter, sie sind aber eben so selten, wie die braven Theologen. Eine solche Seltenheit nennen die Franzosen belle mètre, die gewöhnliche Stiefmutter aber marâtre, ein sehr kräftiger, bezeichnender Ausdruck, den unsere arme Sprache nicht wieder geben kann. Fritzens Plagegeist war eine ma-

râtre. Sie haßte den wilden Knaben von ganzem Herzen, jeden kindischen Muthwillen lieh sie tief versteckte, boshafte Absichten, jeden unbesonnenen Jugendstreich leitete sie aus der Quelle eines verdorbenen Herzens. So verwilderte der Knabe immer mehr und mehr, *) und weil keine Schuld auf Erden treulicher zurückgezahlt wird, als der Haß, so vergolt er der Stiefmutter ihre Lieblosigkeit durch stillen Groll. Wo er ihr ein Herzeleid anthun konnte, war er schnell bey der Hand, was er verderben konnte, verdarb er. Zucker in das Butterfaß zu werfen; Ratzen und Mäuse mühsam zu fangen, um sie alsdann in der Speisekammer los zu lassen, oder einen Sack mit Maykäfern unter ihr Kopfkissen zu schieben, um ihr eine schlaflose Nacht zu machen; das waren seine gewöhnlichen Heldenthaten. Er störte auf diese Weise den Hausfrieden täglich, sein Vater wurde täglich mehr und mehr gegen ihn eingenommen, und die Stiefmutter dachte mit Ernst darauf, den gottlosen Buben los zu werden.

Eines Tages sollte sie bey einem vornehmen Manne zu Gevatter stehn. Sie hatte zu dieser Feyerlichkeit einen ganz neuen blonden Besatz aus dem Schranke geholt, und auf dem Sofa zurecht gelegt. Fritz sah es, und lächelte schadenfroh.

---

*) Les marâtres font déferter let villes et les bourgades, et ne peuplent pas moins la terre de mendians, de vagabonds, de domeftiques et d' esclaves que la pauvreté,

Caracteres de la Bruyere.

Er lockte flugs einen schmutzigen Kater herbey, der die üble Gewohnheit hatte, die kostbarsten Dinge für Nachtgeschirre anzusehn. Der Kater wurde mitten auf die Blonden gelegt, und der Erfolg entsprach seiner Erwartung. — Aber nun brach das schon lange drohende Ungewitter über seinem Haupte los.

„Es ist mit dem Fritz nicht länger auszu„halten!“ sagte die Mutter: „er muß fort!“ er oder ich!

„Aber wohin?“

„Gleich viel! ich hause nicht länger mit ihm „unter einem Dache. Ist der Bengel nicht groß „genug? laß ihn Soldat werden. Die Muskete „wird ihm den Kitzel schon vertreiben.“

Fritz lachte; die Schwester weinte und bat; der Vater erlaubte sich einige schwache Gegenvorstellungen; alles vergebens! das Machtwort der Mutter drang durch, und ehe ein Monat vergieng, war Fritz Füselier unter dem löblichen von Osteinschen Bataillon.

Aber die Muskete vertrieb ihm den Kitzel doch nicht. Ohne eben bösartige Streiche zu machen, blieb er nach wie vor ein Wilder, unbesonnener Bursche, der immer mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollte, und den seine aufbrausende Hitze in manche schlimme Händel verwickelte. Wer weiß, was bey einer gänzlich vernachlässigten Bildung endlich aus ihm geworden wäre, hätte nicht der Zufall eine Schauspielergesellschaft in seine Geburtsstadt geführt. Die-

ses geistige Vergnügen war ihm völlig fremd. Mit Hülfe einiger Sparpfennige, die ihm seine sanfte Schwester zusteckte, hatte er oft Gelegenheit Theil daran zu nehmen. Der dankbare Sohn war das erste Stück, welches er aufführen sah. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn; er lachte und weinte; es waren die ersten Thränen des Gefühls; er schämte sich ihrer, und erstaunte, dennoch Wollust in ihnen zu finden.

Dieser Augenblick entschied über die edlere Richtung seiner Seelenkräfte. Zwar wurde er nicht auf einmal ein anderer Mensch; er schwärmte noch, und fand noch immer Lust an wilden, geräuschvollen Vergnügungen: aber es gab doch Stunden, wo er den Büchern Geschmack abgewann, die seine Schwester ihm lieh; es gab Stunden, wo Dom Quixotte und Tom Jones ihn ergötzten, und endlich auch solche; wo Oberon und Dom Karlos ihm Genuß gewährten.

Um diese Zeit war es, als der Held unserer Geschichte sein Gefährte wurde, und eben jene Bücher, die Wilhelm von ihm erhielt, verschlang und wieder verschlang, knüpften den ersten Faden ihrer Bekanntschaft. Es war ein lockerer Faden, aber die Zeit gab ihm Stärke. Der wilde Fritz befolgte dann und wann den weisen Rath seines kälteren Freundes, konnte sich einer gewissen Achtung für seine Urtheile nicht erwehren, und befand sich wohl dabey. Wilhelm hingegen that ihm zuweilen den Gefallen, einer lu-

stigen Gesellschaft mit beyzuwohnen, und verhütete nicht selten, durch seine Gegenwart, manche Albernheit, oder manchen Mißverstand, der Bachusbrüder so leicht entzweyt. Kurz, Wilhelm ließ sich zu Fritzen herab, und Fritz klimmte zu Wilhelm empor. Täglich entdeckte er in unentfaltenen Wlnkeln seines Herzens ein neues zartes Gefühl; täglich wurde sein Kopf heller, seine Seele reiner gestimmt, und bald war von allen seinen Jugendfehlern nur noch die Hitze, das schnelle Aufbrausen übrig geblieben, das, wenn es auch nicht immer einen guten Menschen bezeichnet, doch mit Herzensgüte weit verträglicher ist, als tückische Kälte.

Zehentes Kapitel.

Der Mörder.

So waren dem armen Wilhelm zwey Jahre verstrichen. Aus seiner Heymath erhielt er keine Nachricht, und verlangte auch keine. Was konnte man ihm von dorther melden? — Daß Hannchen einen reichen, vornehmen Mann geheyrathet? daß sie vielleicht schon Mutter sey? — betrübte Neuigkeiten, die ein Liebender nie zu erfahren wünscht. Wilhelm gieng jedem Landsmann auf hundert Schritte aus dem Wege, und scheute sich sogar die Zeitungen zu lesen, aus Furcht, Hannchens Vermählung darinn angezeigt zu finden. Uebrigens war und blieb Hannchen ihm nach wie vor das Liebste auf der Welt, und — im Vertrauen gesagt — würde Fritz Perlstädt seine Freundschaft nie so leicht gewonnen haben, wenn seine Schwester nicht zufälligerweise auch Hannchen geheißen hätte. Nicht als ob diese

Schwester ihm sonst interessant gewesen wäre; er wollte sie nicht einmal kennen lernen, so oft auch Fritz ihn zu einem Besuche bey ihr einlud: sondern es war ihm genug, zu wissen, seines Freundes Herz hänge auch mit Liebe an einem Geschöpfe, Namens Hannchen. Deswegen hörte er ihn auch sogern von ihr reden, und so oft das Wort Hannchen Fritzens Munde entschlüpfte, nickte Wilhelm freundlich, als wollte er sagen: „ich habe auch eine Schwester die Hannchen heißt.“

Wenn Wilhelm bey dieser fortdaurenden, einigen und hofnungslosen Liebe, uicht ein Raub der Schwermuth wurde, so verdankte er das allein seiner rastlosen Thätigkeit. Die Freystunden, welche der Dierst ihm übrig ließ, waren zwischen dem Unterricht einiger Kinder, und seiner eignen Geistesbildung getheilt. Nur selten gelang es seinem muntern Freunde, ihn von den Büchern weg, mit sich hinaus in's Freye zu ziehen. Das Wetter mußte sehr einladend, und der Himmel sehr heiter seyn, wenn Wilhelm nachgeben sollte. Geschah es aber, so konnte er auch nach seiner Art recht froh werden; denn es hat sich kein Gram so tief gefressen, daß die Reize der Natur ihm nicht, wenigstens auf Augenblicke, ein lindernd Opium würden.

Einst kam Fritz an einem schönen Maytage, und überredete Wilhelmen, mit ihm auf ein nahgelegenes Dorf zu spazieren. Sie giengen, unter traulichen Gesprächen, zwischen blühenden Bar-

baritzenhecken. Nahe an dem Dorfe, wo sie eine Flasche Waizenbier trinken wollten, gesellte sich noch ein dritter Soldat zu ihnen, Franz Rohr, ein schielender, hämischer Mensch, der immer Händel suchte und keinen ungeneckt ließ. Hatte er vollends, wie jetzt, ein Glas Brantewein im Kopfe, so rieb er sich an Freund und Feind, wie der Recensent Huber, und wer ihm nicht aus dem Wege gehen konnte, mußte ihn entweder verachten, oder hinter die Ohren schlagen.

Wilhelm und Fritz wären ihm gern aus dem Wege gegangen, aber sie wurden ihn nicht früher gewahr, als bis er, beym Umbiegen um eine Hecke, plötzlich vor ihnen stand. „Guten Tag, „Herr Pastor!“ redete er sie an.

Fritz. Wen meinst du damit?

Franz Rohr. Wen anders als den gestrengen Herrn Wiese, der bald unser Feldprediger seyn wird.

Wilhelm. Danke für das gute Zutrauen.

Franz Rohr. Dann bleibst du auch fein in Sicherheit bey der Bagage.

Fritz. Vor deiner giftigen Zunge wäre er auch dort nicht sicher.

Franz Rohr, Bewahre der Himmel! wer dürfte sich an dem Liebling unsers Hauptmanns vergreifen, Er stellt ihn ja immer der Kompagnie zum Muster vor.

Fritz. Nur Schade, daß du und deines gleichen ihm nicht nachahmen.

Franz Rohr. Hm! es wäre schnurrig, wenn jeder Soldat bey der Armee, statt der Patronen, ein Buch in der Tasche trüge, und wenn er Feuer geben sollte; läse er dem Feinde eine Ode vor.

Wilhelm, gelassen. Laß das gut seyn, Rohr; jeder belustigt sich nach seinem Gefallen.

Fritz. Und das geht keinem etwas an, verstehst du mich?

Franz Rohr spöttisch. Wenn ich nun sage, daß ich dich nicht verstehe? was denn?

Fritz mit Wärme. So werde ich dirs schon deutlicher zu machen wissen.

Franz Rohr. Oho! das wäre!

Wilhelm zu Fritzen. Laß ihn gehen, antwort' ihm nicht.

Beyde schwiegen, aber Franz Rohr schleuderte immer neben ihnen her. „Wo geht ihr „denn hin?“ hub er von neuem an.

Wilhelm. Nach Gründorf.

Franz Rohr. Was wollt ihr da machen?

Wilhelm. Eine Flasche Bier trinken.

Franz Rohr. Aus Fingerhüten vermuthlich?

Fritz. Höre Franz, du bist ein erbärmlicher Spasvogel! ich rathe dir, laß das Sticheln bleiben, oder es geht nicht gut.

Franz Rohr. Nun, es kann ja nicht immer gut gehn.

Fritz. Zumal in deiner Gesellschaft.

Franz Rohr. Die war dir vormals freylich lieber.

Fritz. Gedenke meiner Jugendsünden nicht.

Franz Rohr. Warlich Kamerad! du warst sonst ein fixer Kerl, aber seitdem du mit dem Kopfhänger da umgehst —

Fritz. Halt das Maul! der Kopfhänger ist mein Freund, und wer sich an ihm reibt, dem darf wenigstens die Klinge nicht in die Scheide gerostet seyn.

Franz Rohr. Die meinige ist ziemlich locker.

Wilhelm. Ich bitte dich Fritz, mach' ihm nicht die Freude dich zu ärgern.

Franz Rohr. Der Herr Pastor können vermuthlich kein Blut sehn?

Fritz. Warum nicht? wenn einer Nasenbluten durch Ohrfeigen bekömmt, so mag er das wohl leiden.

Franz Rohr. Gelbschnabel! das wollen wir versuchen.

Mit diesen Worten schlug er ihn ins Gesicht, sprang einen Schritt zurück und zog den Säbel. Wie der Blitz flammte auch Fritzens Säbel in der Luft, mit blinder Wuth stürzte er auf den Bösewicht ein, und ehe noch Wilhelm sich dazwischen werfen konnte, lag der Spötter schon blutend zu seinen Füßen. Halb trunken rannte er selbst in seines Gegners Klinge, die ihm tief in das giftige Herz fuhr. Ein schwarzer Strom schoß ihm aus dem Munde, und verschlang den letzten Fluch, mit dem er zur Hölle hinabstürzte.

„Ach mein Gott!“ rief Wilhelm, „was „hast du gemacht!“

„Es ist dem Hund schon recht geschehen,“ sagte Fritz, „hat er mich doch mit den Haaren zu „dieser That gezogen.“

Wilhelm. Aber was soll nun werden? wirst du nicht immer als Mörder bestraft? wird man dem Zeugniß deines Freundes trauen?

Fritz. Schwerlich! was ist zu thun? — ich muß fliehen. —

Wilhelm. Und dein armer alter Vater? deine gute Schwester? —

Fritz. Es ist hart! aber ich leide unverschuldet.

Wilhelm. Und um meinetwillen! nein, das gebe ich nicht zu! — Raffe dich zusammen, Fritz; stecke dein Seitengewehr ein, geh

in die Stadt, nenne mich als den Thäter; ich fliehe indessen.

Fritz. Bist du von Sinnen?

Wilhelm. Hier ist keine Zeit zu verlieren, ich habe es wohl überlegt. Du hast deine Heymath nie verlassen, bist der Welt unkundig, man würde dich ertappen, ich weiß mir schon eher zu helfen. Auch habe ich weder Vater noch Mutter, weder Schwester noch Bruder, mein Schicksal wird also niemand eine Thräne kosten.

Fritz sich die Augen trocknend. Sind denn das keine Thränen? meynst du, ich könnte dich ins Elend jagen, und jemals wieder Ruhe schmecken? meynst du, ich könnte deinen Namen am Schnellgalgen lesen, ohne vor Schaam in die Erde zu sinken?

Wilhelm. Unverdiente Strafe schändet nicht. Mein Name bleibt in deinem Herzen, und Gott war hier Zeuge!

Beyde Freunde sanken gerührt einander in die Arme; doch hier war keine Zeit sich ihren Gefühlen zu überlassen; die Gefahr heischte einen raschen Entschluß; wie bald konnte man sie bey dem Leichnam überraschen; jedes längere Zaudern erschwerte die Flucht. Wilhelm bot alle seine Beredsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß Liebe zu Eltern und Verwandten, auf welche seine Schande zurückfalle, ihm Trennung von dem Freunde zur Pflicht mache. Er überzeugte ihn zwar nicht, aber

er betäubte ihn doch. Ach! Fritz, der unfreywillige Mörder, war so schön betäubt, und wußte kaum was er that. Weinend schob er seinen Beutel in die Hand des biedern Jünglings — sprachlos drückte er ihn an seine Brust — Wilhelm riß sich los und floh — floh leicht wie ein Reh, denn statt eines Mordes lag eine edle That auf seinem Herzen.

Eilftes Kapitel.

Der Pfaff.

Wenn ein Flüchtling mit wenigen Groschen in der Tasche, und dem Bewußtseyn einer guten Handlung im Busen, leichter und froher den Bettelstab ergreift, als ein gekrönter Räuber den Scepter — o Gott! wie mag der Mensch von dir noch Lohn begehren, was im Augenblicke der That sich schon belohnt. — Als der Abend hereinbrach; hörte Wilhelm ohne Herzklopfen drey Kanonen-

schüsse, und bald nachher das Geläute der Glocken auf den benachbarten Dörfern. Er wußte, daß es ihm gelte, und verbarg sich in einem Graben, unter einer Brücke der Landstraße, über die er bald nachher die Hufe der Husarenpferde donnern hörte, welche ihm nachsetzten. Er verließ seinen Schlupfwinkel nicht eher, als bis die Finsterniß seine Flucht begünstigte. Waren ihm gleich die Wege unbekannt, so wußte er doch, daß die Grenze nahe sey, und nachdem er ein paar Stunden hastig fortgeeilt, überzeugte ihn ein Crucifix von seiner glücklichen Ankunft auf fremdem Grund und Boden, denn das benachbarte Land war catholisch.

Ermüdet warf er sich ins Gras um auszuruhen. Nicht lange, so verkündete die Morgenröthe den kommenden Tag, und er erblickte in einer kleinen Entfernung ein Dorf, wo er eine Zuflucht bis auf den Abend zu suchen beschloß; denn auch auf fremdem Gebiete mogte er, aus Furcht vor Steckbriefen, es nicht wagen, seinen Weg am Tage fortzusetzen. „Jener Kirchthurm, dachte „er, bürgt mir dafür, daß ein Geistlicher im „Dorfe haust. Freylich ist er nicht meines Glau„bens, aber Menschlichkeit wohnt unter allen „Religionen, Hannchen war ja auch catholisch. „Wenn ich ihm freymüthig bekenne, was mich „zur Flucht zwang; so wird er mir einen Winkel „auf seinem Heuboden, bis es dunkel wird, nicht „versagen.“

Mit diesem Vorsatz trat er ins Dorf, und klopfte an der Wohnung des Pfaffen. Ein Fensterlein that sich auf, ein dicker rund geschorner Kopf quoll hervor. Kleine schielende Augen strebten mit freundlichen Blicken über die rothen aufgedunsenen Backen hinweg zu blinzeln, und an dem Fleischklumpen herabzugleiten, der sich in fetten Falten um das Kinn zog.

„Was begehrt er mein Freund?“ redete der Vitelliuskopf den Flüchtling an.

„Ich begehre ein Wörtgen im Vertrauen „mit Ew. Hochehrwürden zu sprechen.“

„Eine kleine Geduld, man wird ihm die „Pforte aufthun.“

Der Dickkopf zog sich sanft zurück, verschloß das Fenster leise, kam mit schleichenden Tritten bis an das Pförtgen, und öffnete es ohne Geräusch. Jetzt sah Wilhelm, daß der Kopf nur zum Modell eines Bauches gedient hatte, der, wenn wieder einmal ein Jonas zu verschlingen, und eben kein Wallfisch bey der Hand wäre, leicht mehr als einen Propheten beherbergen könnte. Daß dicke Menschen auch gut und wohlthätig seyn können, davon hatte Wilhelm die Erfahrung bereits gemacht, er ließ sich daher durch die Stück-Faß-Gestalt des kleinen freundlichen Pfaffen, in seinem Glauben nicht irre machen.

Es giebt zweyerley Arten von Freundlichkeit: die eine ist wie der Staub auf Schmetterlings Flügeln, die Menschengesichter sind gleich-

sam nur damit gepudert. Die andere trägt die frische Farbe einer herbstlichen Frucht, beweißt innwendige Reife und Süssigkeit, und erquickt den Durstigen. Menschen, die immer lächeln, sobald man sie anredet, und immer glatt sind, wenn man sie auch aufwärts streichelt, solche Menschen haben die Freundlichkeit nur gepachtet, sie ist nicht ihr Eigenthum. Aus einem Pachtgut zieht man so viel Nutzen als möglich, und nur der Eigenthümer meynt es ehrlich mit seinem Besitz, ohne eben immer auf Vortheil dabey zu sehn. Der kleine dicke Pfaff hatte seine Freundlichkeit gepachtet, und sie trug ihm jährlich von seinen Eingepfarrten artige Summen ein. Er blickte mit eben dem sanften Lächeln auf ein Brautpaar, mit dem er einem armen Sünder zuredete, der Kirchenbuße that.

Wilhelm besaß nicht feinen physiognomischen Sinn genug, um zu unterscheiden, ob die Freundlichkeit seines Wirths das Gepräge des Herzens oder der Gewohnheit trage. Mit Anmuth und Ruhe — denn er war ja kein Verbrecher — trug er seine Noth dem Pfaffen vor, der ihn anhörte, ohne eine Miene zu verändern.

„Ganz wohl mein Sohn," sprach er mit sanfter und leiser Stimme, „folge er mir getrost." Er führte ihn auf den Boden, wo ein Verschlag von Brettern gemacht war, und wo er ihm ein Bund Heu zur Lagerstätte anwieß.

„Er ist vermuthlich die ganze Nacht herum „gewandert, und wird der Ruhe bedürfen. Hier

„stört ihn niemand. Zu Mittag will ich ihm selbst „eine Schaale voll Suppe bringen, und was der „liebe Gott sonst mehr bescheert. Wenn es finster „wird, mag er dann in Gottes Namen weiter „gehn. Zwey Stunden von hier liegt ein Flek-„ken, der Gerichtshalter ist mein Freund; ich „will ihm einen Brief mit geben, damit er einen „Paß bekömmt, denn ohne Paß wird er schwer-„lich durchschlüpfen. Auch rathe ich ihm, seine „Montur je eher je lieber gegen einen Bauerkit-„tel zu vertauschen."

Wilhelm, durch diese zuvorkommende Willfährigkeit entzückt und gerührt, küste mit warmer Dankbarkeit die fette Hand des Pfaffen. „Ich „dachte es wohl," sprach er zu sich selbst, als er allein war: „eine Religion, die Hannchen be-„kennt, lehrt Menschenliebe." — Sorglos sank er auf das frische duftende Heu, und schlummerte sanft einige Stunden. Als er gegen Mittag die Augen aufschlug, stand der Pfaff vor ihm, mit einer Schüssel voll Suppe, Brod, Schinken, und einer Flasche Halbbier.

„Nehme er mein Freund, und thue er sich „gütlich; hier ist auch der Brief an den Gerichts-„halter. Doch rathe ich ihm, mein Haus nicht „vor Mitternacht zu verlassen. Es sind preussi-„sche Husaren im Dorfe, die Schenke ist nicht „weit, und er wird wohl thun, sich still zu hal-„ten, bis Wirth und Gäste im ersten Schlafe

„liegen. Hat er nur erst die Kleider gewechselt „und den Paß in der Tasche, so ist er geborgen.“

Neuer Dank von Seiten des verfolgten Flüchtlings. Der Pfaff verließ ihn mit seiner gewohnten Freundlichkeit. Wilhelm aß, trank, und entschlummerte zum andernmale. Gegen Abend erwachte er gestärkt, und überließ sich nun in dieser Einsamkeit seinen Grillen. Wehmüthig blickte er auf die Vergangenheit und hoffnungslos in die Zukunft. Wohin er sich wenden — was aus ihm werden solle — er wußte es nicht, und beynahe war es ihm gleichgültig. Brod, dachte er, findet ein Mensch, der arbeiten kann, überall, und wenn er der Liebe entsagen muß, so ist es gleichviel wo er es findet.

Bis jetzt hatte eine Todtenstille in dem kleinen Hause des Pfaffen geherscht; Wilhelm hörte keinen Fußtritt, kein reden noch Flüstern. Ein paar Mäuse auf dem Boden, die durch den Geruch seines Schinkens gelockt wurden, und ganz zahm um ihn her spazierten, schienen fast die einzigen Bewohner. Als aber die Dämmerung herein brach, da glaubte Wilhelm unter sich ein leises Wimmern zu vernehmen. Er horchte — es war wieder still. Ich habe mich geirrt, dachte er, und schlug sichs aus dem Sinne. Aber kaum hatte er einem andern Gedanken Raum gegeben, als ihn das Wimmern abermal störte. Er hielt den Athem an sich und lauschte. — Jetzt vernahm er deutlich, bald in längern bald in kürzern Pau-

sen, ein Aechzen und Stöhnen. Es schien aus einem Zimmer, gerade unter seinem Zufluchtsort herauf zu steigen. Das Haus war nur von Holz gebaut, uud der dünne Fußboden begünstigte seine Neubegier. Er legte sich platt nieder, und heftete das Ohr an den Boden. Nun hörte er deutlich, daß er sich nicht geirrt hatte; aber aus wessen Brust dieß Wimmern kam? und welche Noth es verursachte? das konnte er nicht errathen.

Dann und wann kam es ihm vor, als vernähme er die Stimme des Pfaffen. Er schloß daraus, daß noch eine dritte nothleidende Person im Hause seyn müsse, die vermuthlich von dem Menschenfreundlichen Pfaffen eben so hülfreich aufgenommen worden, als er selbst. Doch konnte er nicht begreifen, wodurch eigentlich diese Jammertöne veranlaßt würden? — war es ein Kranker, so mußte die Krankheit sehr schmerzhaft seyn, denn ein solches Wimmern und Aechzen konnte nur ein heftiger Schmerz erpressen. Sein weiches Herz litt mit dem unbekannten Leidenden; er vergaß darüber seine eigene Gefahr.

Mit der hereinbrechenden Nacht wurde das Stöhnen immer ängstlicher und anhaltender Endlich verwandelte es sich sogar in Kreischen; es war ein weibliches Kreischen, es schnitt dem armen Wilhelm durchs Herz, er wünschte sich zu den Husaren in die Schenke. Nach einer halben Stunde wurde es still, er hörte leise gehen, und bald darauf die Hofthür knarren. Die Neubegierde

trieb ihn an das Dachfenster, der Mond war eben aufgegangen. Er sah den Pfaffen über den Hof nach dem Garten schleichen, es kam ihm vor, als trüge er etwas unter seinem weiten Mantel. Wilhelms Blicke verfolgten ihn in den Garten. Der Pfaff stand unter einem großen Baume still, legte seine Bürde nieder, holte eine Schaufel und fieng an zu graben.

Das weibliche Gekreisch hatte sich indessen wieder in ächzendes Wimmern verwandelt, und Wilhelm wurde mit sanfter Gewalt, durch das was er hörte, von dem seltsamen Schauspiel weggezogen, dem seine Augen zusahen. Er schlich auf den Zehen die Bodentreppe herab, und näherte sich mit verhaltenem Athem dem Zimmer, aus welchem die Schmerzenstöne schallten. Ein Lichtstrahl verrieth ihm, daß der Pfaff im Herausgehen, die Thüre nur angelehnt hatte. Er lauschte und sah — die Diele schwamm in frisch vergossenem Blute; eine Lampe erleuchtete ein Bett, auf welchem ein junges Todtenblasses Frauenzimmer lag. — Wirf die Feder weg! und wage es nicht, Wilhelms gräßliche Gefühle zu schildern — Großer Gott! es war Hannchen!

Kalt wie Stein und leblos stand der arme Jüngling, seine Füße wurzelten am Boden, seine Knie schlotterten, sein Haar sträubte sich. sein Blick starrte nach dem Gespenst, das holäugig um sich schaute und ächzte. Er wollte

schreyen — der Hals war ihm zugeschnürt; er wollte fliehen — die Glieder waren ihm gelähmt. Wie lange er so stand — wie er endlich von diesem Schreckensorte hinweg taumelte, wie er die Hausthür erreichte und auf die Landstraße kam — von alle dem hatte er noch am andern Morgen nur eine traumähnliche Erinnerung. Erst unter einem Baume fand er seine Besinnung wieder, als die Sonne schon hoch über ihm stand, und eine junge Bauerdirne ihn freundlich fragte: ob er krank sey? indem sie ihm einen Topf mit Milch zur Erquickung bot.

Er starte das Mädgen mit großen Augen an; ihm war es als erwache er aus einem Fieberschlaf. „Ich danke dir, mein Kind," stammelte er leise, „ich bedarf nichts." — Das Mädgen warf einen mitleidigen Blick auf ihn, schüttelte den Kopf und gieng weiter.

Zwölf.

Zwölftes Kapitel.

Das Gefängniß.

Als der Himmel den Schrecken in die Welt sandte, da gab er ihm zum wohlthätigen Gefährten die Betäubung. Der Schrecken würde die Maschine in einem Nu zerschmettern, wenn er sie nicht in den Schoos der Betäubung schleuderte.

Wilhelm floh sinnlos den Schauplatz jener Greuel; er setzte hastig und bewußtlos einen Fuß vor den andern; er gieng der Schenke vorbey, sah zwey Husaren im Mondenschein auf einer Bank schlummern, und verdoppelte keinen seiner Schritte. Nach mehreren Stunden warf ihn Erschöpfung unter einem Baume ins Gras, der Morgenthau durchnetzte ihn, er fühlte es nicht — die Nacht wechselte mit dem Tage, er sah es nicht — die Lerche stieg lautwirbelnd an seiner Seite empor, er hörte es nicht. Als das Milchmädgen ihn verließ, sah er ihm lange gedankenlos nach; dann ließ er sein Haupt zur Erde sinken, und

rupfte, so weit er reichen konnte, die Feldblumen aus dem Boden.

Gegen Mittag zog ein Gewitter herauf, es donnerte in der Ferne. Wilhelm hörte es wie im Schlafe, und es war ihm lieb. Der Himmel bezog sich schwarz, nun sah er gern hinauf. Große Regentropfen fielen ihm auf das Gesicht, das kühlte die Glut seiner Wangen. Die Blitze wurden immer leuchtender, die Donnerschläge immer stärker — Wilhelm begann freyer zu athmen. Ein dichter Platzregen, von einem Wirbelwind begleitet, stürzte aus dem finstern Wolkenschoos herab. Eine nahe Strohscheune bot dem Wanderer ein sicheres Obdach; Wilhelm sah die Scheune und rührte sich nicht.

In diesem Augenblick zog ein Kommando Husaren an ihm vorüber. Um sich vor dem bösen Wetter zu schützen, hatten sie die Mäntel über die Nasen geschlagen, und ritten in schnellem Trab. Sie sahen ihn nicht, aber Wilhelm sah sie ohne Furcht, erkannte sie für Preussen, und konnte nicht begreifen aus welcher Ursache sie hier herum schwärmten.

Je lauter der Sturm heulte und der Donner brüllte, je mehr fühlte er seine Brust erleichtert, je freyer blickte er empor. Jezt stand das Gewitter gerade über seinem Haupte. Der Blitz schlug mit fürchterlichem Krachen in einen kaum hundert Schritt von ihm entfernten Eichbaum, und spaltete ihn von der Wipfel bis zur Wurzel.

„Warum nicht in diesen!“ sagte Wilhelm, indem er seine Hand nach dem Baume ausstreckte unter welchem er lag. „Gott! zerschmet„tre mich im Kampf der Elemente! nimm dein „unerbetenes Geschenk zurück! und verleih es ei„nem Thoren, der es der Mühe werth hält, dir „dafür zu danken.“

Wohl dir armer Jüngling, daß deine krampfhaft verschlossenen Lippen sich wieder öffnen. Hadre mit dem Schicksal — murre — klage — und gelingt es dir, die kalten Regentropfen in deiner Augenwimper mit warmen Thränen zu mischen, so geht der Dämon der Verzweiflung an dir vorüber. — Ja schon senkt sich unter fern verhallendem Donner der sanftere Genius der Schwermuth auf dich herab. Der Sturmwind schweigt — die Sonne blickt durch einen nassen Schleyer — die Vögel erwachen zum Gesange — du weinst. —

Weine — schluchze — diese Thränen erstikken den aufkeimenden Gedanken an Selbstmord. „Ich bin ja noch nicht ganz losgerissen von der „Kette der Wesen,“ rief er aus, „ich habe noch „einen Freund den ich retten muß! einen Freund, „dem ich gelobte, für mein Leben zu wachen. — „Fliehe! fliehe! jeder Schritt bringt ihn der „Ruhe näher, und entfernt dich weiter von der „Treulosen! — Hannchen! Hannchen! wie tief „bist du gesunken!“ —

Er raffte sich auf, und kam gegen Abend in den Flecken, den der Pfaff ihm angezeigt hatte.

Hier erinnerte er sich des Briefes an den Gerichtshalter, und ob sich gleich sein Herz empörte, eine Wohlthat durch Hülfe eines Menschen zu empfangen, der das Heiligthum dieses Herzens geschändet hatte; so überwog doch die Betrachtung: daß Freundes Rettung jezt die einzige Pflicht sey, die ihm obliege, seinen Widerwillen gegen diesen Schritt. Er gieng zum Gerichtshalter, fand einen alten, eisgrauen Mann mit einem wohlwollenden Gesichte, und überreichte ihm den Brief.

Der Greis holte seine Brille hervor, las — staunte — warf einen forschenden Blick auf Wilhelm — las wieder, und ein Zug des Unwillens ward um seinen Mund sichtbar. Er nahm bedenklich die Brille ab, legte den Brief auf den Tisch, gieng einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder. Endlich zog er an einer Klingel, seine zitternde Hand, schien ihm ungern diesen Dienst zu leisten. Ein Gerichtsdiener trat herein.

„Mein Freund,“ sprach der Greis zu Wilhelm, „es thut mir leid, ihm sagen zu müssen, „daß er betrogen worden. Er ist in Pfaffen „Hände, und folglich in üble Hände gefallen. „Wäre er blos Deserteur, so wollte ich gern ein „Auge zudrücken; aber dieser Brief klagt ihn als „Mörder an. Er ist mein Gefangener. Gerichts„diener thue er seine Pflicht.“

Wilhelm stand versteinert. „Ist es mög„lich!“ rief er aus, „so viele Bosheit unter „der Hülle freundlicher Sanftmuth! Dieser tük-

„kische Pfaff, der das Zutrauen eines Verfolg-„ten so schändlich Mißbraucht, hat ein unschul-„diges Mädgen verführt, sein eignes Kind ermor-„det, und in der vorigen Nacht unter einem „Baume im Garten verscharrt."

Mit Entsetzen hörte der rechtschaffene Greis eine Aussage, die Wilhelm, dessen menschliches Gefühl aufs äußerste empört war, ihm umständlich wiederholte, ohne zu bedenken, welcher Gefahr er das arme Hannchen aussetzte. Mit zerrütteten Sinnen, mit zerstörtem Glauben an Liebe, Treue und Menschlichkeit, folgte er dem Gerichtsdiener ins Gefängniß, wo eine schwere Kette seinen Fuß an die Mauer fesselte. Uebrigens behandelte man ihn so gütig, als die strenge Pflicht seinem Richter vergönnte.

In der folgenden Nacht begab sich der Greis mit einigen Häschern in das Haus des erschrockenen Pfaffen. Die Wöchnerin leugnete ihren Zustand nicht. Auf die Frage: wo ihr Kind geblieben? antwortete sie mit Thränen: „man habe es ihr weggenommen, und einer fremdem Bäuerin „zum Säugen gegeben, da sie doch selbst so gern „ihm ihre Brust gereicht haben würde." — Sie sagte das mit dem Ton der Unschuld und Wahrheit, aber dem Pfaffen trieb das Gewissen den Angstschweiß auf die Stirn.

Man gieng hinab in den Garten, man fand unter einem Baume frisch aufgewühlte Erde, man grub — siehe da lag ein neugebohrnes Kind, in ein blutiges Tuch gewickelt, eine große Stecknа-

del stack in seiner Schläfe. Die Häscher ergriffen den Bösewicht, und warfen ihn gebunden in ein Loch, aus welchem die geistliche Gerichtsbarkeit ihn bald wieder hervorzog. Er starb nicht auf dem Schaffot, denn es lag der Ehre der Kirche daran, die Sache zu vertuschen. Er wurde in ein fernes Kloster gesperrt, und man hörte nicht weiter von ihm reden.

Als das arme Hannchen den Mord ihres Kindes erfuhr, lag sie drey Tage ohne Besinnung, am vierten war sie wahnwitzig. Der menschliche Gerichtshalter wagte es nicht, sie in diesem Zustande in engere Verwahrung zu bringen. Er ließ einen Arzt herbey rufen, verordnete ihr Wächter und Krankenwärter, und erst nach Verlauf eines Monats, als der Arzt versicherte, daß man sie ohne Gefahr wegbringen könne. ward sie ins Gefängniß abgeholt.

Wilhelm schmachtete während dieses Monats in Fesseln, ohne zu wissen, was in Ansehung seines Schicksals vorgieng. Gerichtliche Formalitäten hatten seine Auslieferung verzögert; es mußte nach der Garnison geschrieben und wieder geschrieben werden, bis endlich die Nachricht eintraf: man habe ein Kommando beordert, ihn in Empfang zu nehmen. Der Gerichtshalter wünschte diese Auslieferung zu beschleunigen, weil Wilhelms Gefängniß das einzige in diesem kleinen Flecken war, wohin man einen Menschen, ohne Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten, sperren konnte.

Eines Morgens, als der Jüngling sich eben beschäftigte, durch Brodkrumen eine Maus näher zu locken, die sein einziger Gesellschafter war, hörte er plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde die Thürangeln seines Kerkers knarren, und die schweren Schlüssel klirren. Der Gerichtsdiener stieß ein Frauenzimmer herein, das auf der Schwelle ohnmächtig niedersank. — „Hannchen!“ schrie Wilhelm laut auf, und rasselte mit den Ketten, und zuckte gewaltig die Haacken aus der Mauer zu reissen. Vergebens! auch den schwachen Trost, der lieben Ungetreuen Hülfe zu leisten, versagte ihm sein hartes Geschick. Er brüllte vor Schmerz! — Dieses Brüllen und das Rasseln seiner Ketten, weckten das unglückliche Mädgen aus der Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf, und schauderte heftig, denn sie glaubte einen Geist zu erblicken.

Wilhelm breitete die Arme nach ihr aus. Sie sprang auf um sich hinein zu stürzen, aber plötzlich drückte die Last ihres Bewußtseyns sie wieder zu Boden.

„Nein! ich bin unwerth deiner Umarmung! „du weißt nicht warum ich hier bin!“ —

„Ich weiß es!“ rief Wilhelm, „du bist „eine verführte Unschuld — aber ich hoffe zu Gott! „keine Kindermörderin!“

„Nein! das bin ich nicht!“ — Sie kroch auf den Knieen bis zu dem Geliebten, ergriff seine Kette und drückte sie an ihr nasses Auge.

Wer vermag die Jammerscenen dieser ersten bangen Stunde zu schildern! Abgebrochene Worte in Thränen erstickt, wehmüthige Blicke und langes Aechzen — das waren die Freuden ihres Wiedersehens nach langer Trennung. „Ach Hann„chen! wie war es möglich!“ wiederholte Wilhelm mit herbem Schmerz. Und Hannchen von Schluchzen unterbrochen, legte ihre Bekenntiß ab.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Beichte.

„Guter Wilhelm,“ hub sie an, „es war we„der Stolz noch Glaubens Unterschied, was mei„nes Vaters Herz unsern Wünschen verschloß. „Wir und die ganze Stadt hielten ihn für reich. „Er war es auch vormals, aber böse Menschen „haben ihn um das Seinige betrogen. Ein wohl„habender Schwiegersohn sollte ihm wieder em„porhelfen. Ach! hätte ich gewußt, warum er

„diese verhaßte Verbindung so ängstlich wünschte; „hätte ich gewußt, daß er im Alter zu darben „fürchtete, ich hätte ihm dieses Opfer auf Ko„sten meiner Ruhe gebracht. Ich würde dann nicht, „von Schaam und Reue zerknirscht, die Augen „vor meinem Geliebten niederschlagen müssen; ich „würde ihm mit Zuversicht ins Antlitz blicken, und „sprechen: dein treues Hannchen suchte Ersatz für „Hoffnungslose Liebe in erfüllter Pflicht.“

„Es sollte nicht so seyn! das Schicksal hatte „mich bestimmt, zu versuchen, wie viel Elend „ein schwaches Mädgen tragen kann. Falsche „Schaam verschloß meinem guten Vater den „Mund. Wenn er aufs Comptoir gieng, so sah „er, wie mit jedem Tage der Umsturz seines „Hauses näher rückte, und wenn er in sein Wohn„zimmer trat, so quälte ihn der Anblick einer „Tochter, die sich um deinen Verlust abhärmte.“

„Als vollends die Nachricht von deiner Ent„weichung bis zu meinen Ohren drang, da wurde „mein Auge nicht trocken, und ich verschloß mich „wochenlang, um meinem Kummer nachzuhän„gen. Unser Haus, vormals ein Sammelplatz „geselliger Freude, verödete wie ein Grab. Das „frische blühende Mädgen wankte gleich einem „Schatten umher, Hannchen war nicht mehr der Trost ihres gebeugten Vaters.“

„Der unglückliche Greis härmte sich im „Stillen, nagende Sorgen warfen ihn aufs Kran„kenlager, in seiner lezten Stunde gab er dir „und mir seinen Segen, und gieng — dort den

„Lohn seiner hier getäuschten Redlichkeit zu ernd„ten. Sein Tod zermalmte mein leidendes Herz, „und doch kannte ich den ganzen Umfang meines „Elends noch nicht. Es blickte durch die Nacht „die mich umgab, noch ein sanfter Strahl der „Hoffnung. Ich bin frey! flüsterte es mir heim„lich im Busen: ich bin reich, und reicher noch „durch meines Vaters Segen. Ich werde Wil„helm aufsuchen, alle Zeitungen sollen ihm nach„spüren, und finde ich ihn — in welchen Win„kel der Erde dränge die Stimme der Liebe nicht! — „so kehrt er zurück in meine Arme, und theilt „des Vaters Nachlaß: Reichthum und See„gen!“

„Solche Träume milderten meinen Kum„mer in den ersten Wochen, bis ein weitläufti„ger Verwandter kam, die Papiere des Verstor„benen untersuchte, und mir sehr trocken erklärte, „daß ich eine Bettlerin sey. Eine verwayste Bett„lerin! nie gewöhnt ihr Brod durch Hände Ar„beit zu verdienen, ohne Freunde, ohne Be„kannte, ein Fremdling in der großen Welt — „wohin sollte ich fliehen? wo Rettung vor dem „Hunger suchen? — Der weitläuftige Ver„wandte, aus Furcht sich selbst eine Bürde auf„zuladen; sprach viel von seiner zahlreichen Fa„milie, seinen geringen Einkünften, und rieth „mir, ins münstersche zu einer alten Muhme zu „zu reisen, von der ich in meinem Leben nichts „gehört hatte. Die Noth zwang mich, seinen „Rath zu befolgen. Ich nahm aus dem väterli-

„chen Hause nichts mit mir, als den kleinen „Marlborough, und kam, nach tausend überstandenen Beschwerden, glücklich bey der alten „Muhme an, die sehr reich, sehr fromm, und „folglich sehr geizig war.

„Sie gieng lange mit sich zu Rathe, ob sie „mich für ihre Verwandte erkennen solle oder „nicht. Endlich nahm sie mich doch in ihr Haus, „um, wie sie sich ausdrückte, dem Himmel ein „Kapital auf Zinsen zu leyhen. Der Himmel „wolle einst ihre Hoffnungen nicht täuschen, wie „sie die Meinigen getäuscht hat! das Kapital war „sehr gering. Sie versah mich kaum mit dem „Nothdürftigen, und versalzte mir jeden Bissen „durch Vorwürfe über meine Armuth, durch hämische Anspielungen auf die üble Wirthschaft „meines guten Vaters.“

„Ich habe in ihrem Hause mehr Thränen „als Wassertropfen verschluckt; ich habe mehr gelitten, als ich in den Tagen meiner frohen Jugend ertragen zu können glaubte; und wollte „Gott, ich wäre damals mit dem Kranz meiner „Unschuld ins Grab gestiegen! Das Schicksal „hatte seinen Groll an mir noch nicht erschöpft!“

„Ein Zufall führte auf einer Reise den Pater Hyeronimus in unser Haus. Er hatte vormals zu Münster gewohnt, und war meiner „Muhme Beichtvater gewesen. Niemand wußte „besser den Schein der Redlichkeit und Frömmigkeit zu heucheln; dieser Kunst verdankte er eine „einträgliche Landpfarre. Er sah mich, und fand

„Gefallen an mir. Sein Kirchspiel war nur we„nige Meilen entfernt, er kam öfter wieder und „brachte halbe Wochen in unserm Hause zu; doch „nie entschlüpfte ihm ein Wort, das meine Un„schuld schüchtern machen konnte."

„Endlich rückte er gegen die Alte mit dem „Vorschlag heraus: mich als Haushälterin zu sich „zu nehmen. Zwar schien es ihm selbst verdrüß„lich, daß ich noch so jung sey, indessen vertraue „er auf meine Sittsamkeit, und auf seinen eige„nen, zu fest gegründeten Ruf. Der geizigen „Muhme kam dieß Anerbieten erwünscht; sie „konnte nicht aufhören, mir Glück zu wünschen; „sie prieß seine Frömmigkeit, den Geruch seiner „Heiligkeit im ganzen Lande; sie setzte redseilig alle „Vortheile dieser Versorgung in helles Licht: wie „ich dort an nichts Mangel leiden, und mein „guter Name vor jeder Verleumdung geschützt „seyn würde Endlich hielt sie auch diesen Schritt „für das beste Mittel, mich von der Laulichkeit „im Glauben zu heilen, die ich in einem ketzeri„schen Lande in mich gesogen zu haben schiene."

„Ich sah, wie gern sie mich los seyn wollte; „auch war ich weit entfernt, einen wollüstigen „Bösewicht unter jener frommen, freundlichen „Larve zu vermuthen. Nimm noch dazu, lieber „Wilhelm, daß meine demüthigende Lage mir täg„lich drückender wurde, und du wirst es mir nicht „verargen, daß ich den Bitten des Pfaffen und „den Ueberredungen meiner Muhme endlich nach„gab."

„Auch hatte ich mehrere Monate lang keine „Ursache es zu bereuen. Pater Hyeronimus be„gegnete mir mit studierter Gefälligkeit, kam, wo „er konnte, meinen kleinen Wünschen zuvor, „schien mehr von mir abhängig, als ich von ihm. „Würklich kehrte damals die lang entbehrte Freun„din Ruhe wieder bey mir ein. Ich nannte „ihn Papa, er mich Tochter; Dankbarkeit füllte „die Leere meines Herzens.“ —

„Freylich kam es mir zuweilen vor, als ob „sein Auge mit ungewöhnlichem Feuer auf mir „hafte: ich nannte es Wohlwollen, es war „Lüsternheit. Erspare mir die Erzählung al„ler der Höllenkünste, die der Verführer an„wandte, mich um meine Unschuld zu betrügen; „wie er zuerst durch jesuitische Moral die festge„wurzelten Grundsätze meiner Erziehung zu unter„graben suchte; und als ihm das nicht gelang, „wie er dann meine Sinnlichkeit auf tausendfache „Art reizte; und als auch das ihm fehlschlug, wie „er sich endlich eines Bubenstücks bediente, hitzige „Gewürze in meine Speisen, betäubende Kräu„ter in meinen Wein mischte, bis er in einer „unseligen Stunde einen Todten ähnlichen Schlum„mer benutzte, und mich zur elenden, verworfe„nen Dirne machte! — Ach! ich weiß es, ich „hätte in dem ersten Augenblicke, als ich seinen „teuflischen Plan durchschaute, nackend aus dem „Hause fliehen, und mich in die Arme meiner „Muhme werfen — lieber jede Demüthigung er„dulden, als meine Unschuld dieser Gefahr Preiß

„geben sollen — aber ich baute zu sicher, auf „ein Herz wo Wilhelm herrschte; auf Grundsätze, „welche ein tugendhafter Vater mir eingepflanzt „hatte — ich wußte nicht, daß es Augenblicke „giebt, in welchen die Sinnlichkeit der ohnmäch„tigen Tugend spottet.

„Ich bin bestraft! — Der Kelch meiner „Leiden ist gefüllt bis an den Rand — ich trotze „dem Schicksal, und gehe mit Freuden in den „Kerker, um meine Schande zu verbergen. — „So dachte ich mindestens noch vor einer Stunde. „Ich ahndete nicht, daß mein Verhängniß mir „noch einen herben Streich vorbehalten — ich „ahndete nicht, daß ich im Kerker den Mann „wieder finden würde, vor dessen Blicken ich „mich lieber im Grabe verborgen hätte! — Oder „murre ich ungerecht? — war es vielleicht ein „lindernder Tropfen auf meine dürre Zunge? — „Soll ich nicht aus der Welt gehn, ohne deine „Verzeihung? — wirst du der reuigen Ver„brecherin den letzten Trost im Tode nicht ver„sagen?“ —

Sie lag vor ihm, und weinte auf seine Kniee, ihr nasses Haar ringelte sich um seine Ketten, ihre bebende Arme umschlossen den Block an den er gefesselt war. Wilhelms Herz war zerknirscht, seine Thränen mischten sich mit den ihrigen.

„Ich liebe dich bis in den Tod!“ schluchzte er, „armes, unglückliches Mädgen! ich — ich „allein bin Schuld an deinem Verderben! — „Mein unbedachtsames Entlaufen gab deinem

„Schicksale diese schreckliche Wendung. Hätte „ich in meinem einsamen Dörfgen geduldig auf „den Beystand des Gottes geharrt. der treue „Liebe wie die Tugend krönt, weil beyde verschwi„stert sind; wir lebten jezt in süsser Ruhe und „Eintracht, reich durch Genügsamkeit. Wie könnte „ich meinen Leichtsinn dir zum Verbrechen „machen? — ich — ich allein bin Schuld an „deinem Verbrechen!“ —

So klagten die armen unglücklichen sich selbst an, und entschuldigten einer den andern, bis, nach einer Stunde, die Thüren des Gefängnisses sich von neuem öffneten, und ein Kommando Soldaten hereintrat, an welches der Kerkermeister Wilhelmen ablieferte. Hannchen sank bewußtlos nieder, und umklammerte krampfhaft den Block, an welchen ihr Geliebter geschmiedet war. Man riß ihn mit Gewalt hinweg von ihr, sie blieb in Zuckungen auf dem Boden liegen, und als sie nach mehreren Stunden die Augen aufschlug, umgaben sie Finsterniß und Jammer.

Vierzehntes Kapitel.

Der edle Wettstreit.

„Mein Freund," sagte der Hauptmann zu Wilhelm, „er hat da einen sehr dummen Streich „gemacht. Daß er dem Taugenichts Rohr sei„nen Säbel durch den Leib rannte, je nun, das „hätte ein anderer an seiner Stelle auch gethan; „denn wir wissen durch Perlstädts Aussage, daß „der elende Mensch betrunken war, ihn lange „reizte, und endlich durch eine Ohrfeige in ge„rechte Wuth versetzte. Aber warum mußte er „denn eben davon laufen? — es wäre ihm im„mer noch zu helfen gewesen; nun weiß Gott wie „es ihm ergehen wird!"

„Wie Gott will!" versetzte Wilhelm, ohne Furcht oder Bangigkeit zu verrathen.

Der Hauptmann. Er scheint sehr ruhig?

Wilhelm. Ich nähere mich dem Ziele meiner Leiden.

Der

Der Hauptmann. Ich bedaure ihn, er war immer ein wackerer Bursche, meine Kinder fragen noch täglich nach ihm. Wollte Gott ich könnte ihm durchhelfen. Ohne die lange Gasse wird er freilich nicht abkommen, aber wenigstens wollen wir versuchen ihm das Leben zu retten.

Wilhelm. Gnädiger Herr, Sie würden mir keine Wohlthat erzeigen.

Der Hauptmann. Pfuy, schäme er sich! hat er Lust zu sterben, so sehe er einer feindlichen Kanone ins Maul; aber dem Galgen gehe er aus dem Wege, so lange er kann. Morgen ist sein erstes Verhör, sey er vernünftig, antwort' er nicht mehr als man ihn fragen wird, und schiebe er in Gottes Namen alle Schuld auf den Todten, der kann ihm nicht widersprechen.

Mit diesen Worten entließ der gutherzige Hauptmann den schuldlosen Verbrecher. Wilhelm wurde in enge Gewahrsam gebracht, aufs neue an einen Block geschmiedet, und mit Wasser und Brod nothdürftig gespeißt. Durch ein kleines vergittertes Fenster konnte man in den Kerker schauen. Fast alle seine Kammeraden kamen ihn zu sehen und zu bedauern — fast alle — nur Fritz Perlstädt nicht.

„Er thut wohl," dachte Wilhelm, „sein „Herz ist viel zu weich geschaffen, er würde sich „verrathen." — In ruhiger Betäubung erwartete er den kommenden Morgen, um im Verhör durch ein feyerliches Geständniß seine Blutschuld zu bekräftigen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aber indessen veränderte sich die Scene urplötzlich. Zwey Stunden nach Wilhelms Ankunft, kam Fritz Perlstädt todtenblaß, aber ohne Zittern, auf die Hauptwache, nahm sein Seitengewehr ab, überreichte es dem Korporal, und bat ihn in Verhaft zu nehmen, weil er Franz Rohrs Mörder sey. Man staunte ihn an, man hielt ihn für wahnwitzig, er blieb standhaft bey seiner Behauptung. Der wachhabende Officier wurde herabgerufen, Fritz wiederholte seine Aussage; man mußte ihn also verhaften, und der Vorfall wurde sogleich an die Behörde rapportirt.

Am andern Morgen versammelte sich ein Kriegsgericht, dem die beyden Gefangenen nicht wenig zu schaffen machten, denn jeder blieb steif und fest bey der Behauptung, daß er der Thäter sey. Sie wurden confrontirt, sanken einander brüderlich in die Arme und machten sich freundschaftliche Vorwürfe, über ihre wechselseitige Hartnäckigkeit. Die Begebenheit war so außerordentlich, daß sie großes Aufsehn erregte. Der Herzog von * *, Generalissimus der P — schen Truppen, befand sich gerade in der Festung. Seine Neubegier wurde gereizt, er ließ die Angeklagten einen nach dem andern vor sich kommen. Fritz erzählte ohne Schminke, wie sich würklich alles zugetragen, und wie sein Freund sich für ihn aufgeopfert, um einen alten, gebeugten Vater zu schonen. Er habe seines Freundes Großmuth angenommen, in der Hoffnung, daß der Flüchtling glücklich entwischen, und durch seine Talente

Bayerische Staatsbibliothek München

überall Brod finden werde. Nun aber, da man den unschuldigen Jüngling ertappt, sey es ihm unmöglich, Vortheil von jener edlen Schwärmerey zu ziehen. Er wisse daß er sterben müsse, aber der Tod sey ihm weniger bitter, als der Gedanke, seinen Freund an den Galgen gebracht zu haben.

Wilhelm widersprach seiner Aussage Punkt für Punkt, erzählte, Fritz sey von Jugend auf durch eine böse Stiefmutter gequält, und durch ihre Tücke endlich gezwungen worden, Soldat zu werden. Er habe diesen Stand wider seinen Willen ergriffen; so lange er ihn kenne, habe Lebensüberdruß ihn genagt, und er sich oft verlauten lassen, wie er mit Verlangen nur auf eine günstige Gelegenheit harre, wo sein Tod einem ehrlichen Kerl nützlich werden könne. Er bat den Herzog, ihm nicht zuzumuthen; diese Seelenkrankheit seines Freundes zu benutzen. Nur er habe in einer unglücklichen Stunde die That vollbracht, und sey willig, die Strafe dafür zu leiden.

Der edle Herzog staunte sie wechselsweise an. „Ihr seyd beyde brave Kerls,“ sagte er gerührt, „es mag nun dieser oder jener der Thäter seyn. „Bekennt aufrichtig, ich melde die Sache dem Kö-„nige, und wer weiß was geschieht.“

Aber sein Zureden war vergebens. Die beyden Freunde beharrten bey ihrer Aussage, und der Himmel weiß, wie der gelehrte Regimentsauditeur sich endlich aus diesem Labirinth heraus-

gefunden, haben würde, wenn nicht das Visum repertum ihm zu Hülfe gekommen wäre. Man hatte nemlich den Leichnam Franz Rohrs mit den gewöhnlichen Formalitäten besichtigt, und ein umständliches Protokoll darüber aufgenommen. Aus diesem Protokoll ergab es sich, daß die tödliche Wunde durch einen Säbel verursacht worden, der einige Zoll von der Spitze herab, eine ziemlich tiefe Scharte gehabt haben müsse Diesen Wink benutzte der Auditeur, ließ die Säbel der beyden Delinquenten untersuchen, und siehe da, es fand sich in Fritzens Klinge würklich eine solche Scharte. Nun leugnete Wilhelm vergebens, die Sache war entschieden: Fritz überließ sich der Freude und Wilhelm der Verzweiflung.

Aber der edle Wettstreit der beyden Jünglinge hatte einen tiefen Eindruck auf den biedern Herzog gemacht. Er berichtete den einsamen Vorfall nach Hofe, und bewürkte Begnadigung für beyde. Wilhelm wurde gänzlich frey gesprochen, Fritz aber zu einjährigem Festungsbau verurtheilt.

Wilhelm versah nun seinen Dienst nach wie vor, und wenn er sich eine Stunde abmüssigen konnte, flog er auf den Wall zu seinem Freunde, brachte ihm Trost und Erquickung, oder, wenn die Wache es ihm vergönnte, karrte er auch wohl einen halben Tag statt seiner. Durch dieses edle Benehmen, durch seine Pünctlichkeit im Dienst, Friedfertigkeit und Treue, hatte er sich die Liebe seiner Vorgesetzten in einem so hohen Grade erworben, daß er nach Jahresfrist zum Feldwebel

emporstieg. Auch Fritz hatte nun seine Strafe überstanden, und beyde Freunde waren unzertrennlicher als jemals. Officiere und Gemeine betrachteten sie mit einer Art von Ehrfurcht, und besonders intressirte Wilhelm durch eine fortdaurende Schwermuth, die seine Stirn bewölkte; denn ach! wie hätte, bey dem Gedanken an Hannchens Schicksal, sein Herz Ruhe finden mögen! —

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sie zwar, in Betreff des Kindermords, für unschuldig erklärt, aber, wegen der Verheimlichung ihrer Schwangerschaft, zu sechsjährigem Gefängnisse in einem Arbeitshause verurtheilt worden; daß dieses Urtheil würklich vollstreckt sey, und das arme Hannchen täglich ihren Spinnrocken mit Thränen netze. Das Bild dieser Leidenden, noch immer Geliebten! verfolgte ihn unaufhörlich. Er konnte keinen Tropfen Wein trinken, so lange er wußte, daß Hannchen sich kümmerlich von Wasser und Brod nährte; er konnte nicht lächeln, so lange sie sich in Thränen badete.

Funfzehntes Kapitel.

Kriegsglück.

Plötzlich erhielt Wilhelms Regiment Marschordre. Der siegreiche Feind rächte den Schimpf, mit dem man zu voreilig seine Hauptstadt bedrohte; er überschwemmte die Grenzen des deutschen Reichs, und man mußte alle seine Kräfte aufbieten, den reissenden Strom zu dämmen.

Wilhelm und Fritz fochten mit auszeichnetem Muthe, denn der eine suchte den Tod, und der andere eine Gelegenheit, seinem Freunde das Leben zu retten. Tapferkeit ist eine Dirne, die sich mit jeder Leidenschaft gemein macht; sie gesellt sich eben so leicht zu Liebe und Ehre, als zu Haß und Raubsucht. Gegen Ende des Feldzugs mußte, an einem warmen Tage, die Grenadier Compagnie des Osteinschen Bataillons, unter den Augen des Feldherrn, eine feindliche Redoute stürmen. Die Kartätschen hagelten unter sie herab. Der Hauptmann verlohr einen Arm, der erste Lieutenant ein Bein, und der andere blieb auf dem Platze. Der Fähndrich, ein zartes Muttersöhngen, kehrte dem

Feinde den Rücken. Die braven Grenadiere, der Anführer beraubt, von offenen Feuerschlünden angegähnt, begannen zu weichen; noch ein Augenblick, und sie wären geflohen. Da sprang Wilhelm hervor! begeistert rief er: „folgt mir Brü„der! für den König und das deutsche Vater„land!“

Mit aufgepflanztem Bajonet klimmte er den Hügel hinan, seine Kamerader drängten sich ihm nach mit wildem Geschrey, Fritz war an seiner Seite. Ein Streifschuß nahm ihm die Grenadiermütze vom Kopfe und das halbe Ohr weg. Heftig blutend und mit entblößtem Haupte schwang sich Wilhelm auf die Spitze des Hügels, und stieß den Artilleristen nieder, dessen brennende Lunte sich eben auf das Zündloch herabsenkte. Es kam zum Handgemenge. Ein Bajonetstich fuhr ihm durch die Seite, Fritz durchbohrte den Thäter. Wilhelm sank und rief Victoria! — Fritz glaubte seinen Freund tod, und wütete wie ein Tyger unter dem Feinde. Ein einziger Soldat entschied hier den Ausgang des gewagten Unternehmens. — Du wunderst dich Leser? — Die Zeitungen haben freylich nichts davon erwähnt; aber oft schon hat die Tapferkeit eines gemeinen Grenadiers, die hinterdrein durch einen Gulden belohnt wurde, Wunderdinge bewürkt, die nachher in der Biographie des Feldherrn glänzen.

Die Redoute war gewonnen, der Feind floh, Wilhelm wurde ins Lazareth gebracht. Seine Wunden schienen nur durch den Blutverlust ge-

fährlich, schon nach drey Wochen konnte er wieder ausgehn. Er erhielt Befehl ins Hauptquartier zu kommen.

„Herr Fähndrich," sagte der Feldherr, indem er ihm einen Degen überreichte, „ich belohne mit Vergnügen Ihre Tapferkeit. Der König schenkt Ihnen hundert Ducaten zu Ihrer Epuipage."

Fast schämte sich der bescheidene Jüngling einer Auszeichnung, von der er sich bewußt war, daß er sie nur dem Muth der Verzweiflung verdanke. Er wagte es, seinem General vorzustellen, daß, wenn erfüllte Pflicht Anspruch auf Belohnung machen dürfe, Fritzens Ansprüche vielleicht gültiger wären als die Seinigen.

„Ich habe das nicht übersehn," sagte der Feldherr, „Perlstädt rückt an Ihre Stelle."

Ja! wie rümpfte manches unedle Edelmännchen die Nase, als Wilhelm, der Packträgers Sohn, mit Schärpe und Ringkragen erschien, und vom Feldherrn zur Tafel gezogen wurde. „Einen Fähndrich aus ihm zu schaffen, das mögte „noch hingehn, so etwas läßt sich verdienen! — „aber ein Platz an fürstlicher Tafel, wo die Ahnen gleichsam schon in der Suppe schwimmen „und jedes Ragout würzen — das ist zu arg! — „was wird uns denn am Ende noch übrig bleiben, wenn wir nicht einmal ausschließlich den „fürstlichen Braten verschneiden dürfen?"

Noch ärger wurde das Wispern und Flüstern, als Wilhelm, der so eben die hohe Ehre

genossen, sich an der Tafel des Feldherrn satt zu essen, vor dem Zelte seinen Freund Perlstädt antraf, und ihm ohne alle Umstände um den Hals fiel. Einer seiner neuen Kameraden, ein Held hinter dem vollen Glase, ein Lamm in der Schlacht, zupfte ihn wohlmeynend beym Ermel, und flüsterte ihm zu: „Herr Fähndrich, das schickt sich „nicht."

„Herr Lieutenant," versetzte Wilhelm rasch, „mein Porte d' epée ist freylich seit ein paar „Stunden aus Gold gewürkt, und das Seinige „nur aus Zwirn, aber unsere Herzen wirkte der „Himmel aus gleichem Stoffe. Die nemliche That, „die mich zum Officier machte, kann mich jetzt „unmöglich zum Schurken machen. Wer im Glücke „seinen Freund verkennt, oder auch nur zugiebt, „daß irgend eine adliche Spötterzunge ihn ver„wunde, der ist ein Schurke!" — Diese ernsthafte Erklärung, von einem strengen Blicke und einer sehr bedeutenden Bewegung der rechten Hand nach dem Degengefässe begleitet, that ihre Würkung. Man zuckte die Achseln und ließ ihn gehn.

Die jungen adlichen Laffen zogen sich schüchtern von ihm zurück, weil er sich die Mühe gab, das selbst zu erwerben, was sie weit bequemer von ihrem Vater geerbt hatten. Hin und wieder drückte ihm wohl ein alter Staabsofficier die Hand, oder ein General redete ihn freundlich an; aber die subalternen Strohjunker waren sämmtlich der Warnung ihrer gnädigen Frau Mamma eingedenk, und giengen ihm aus dem Wege, wie ein

Bramine einem Pariah auf der Küste von Coromandel.

Wilhelm lächelte: „ich habe immer gehört, „Ahnenstolz sey unleidlich, und finde das Gegentheil, denn er schützt uns vor langweiliger Gesellschaft.“

Einfach und bescheiden, anerkannten Grundsätzen getreu, tolerant gegen Thoren und stolz gegen Uebermüthige, so zeigte Wilhelm, daß er auch außer dem Schlachtfeld durch den Muth des Verdienstes zu behaupten wußte, was er durch den zweydeutigen Muth der Verzweiflung errungen hatte.

Die Truppen bezogen die Winterquartiere. Wilhelm theilte seine Tage zwischen Pflicht, Freundschaft und Ausbildung des Geistes; seine Nächte zwischen unruhigem Schlummer und Thränen um Hannchen. Mehr als einmal faßte er den Gedanken, Urlaub zu nehmen, und Trost in ihre öde Mauren zu bringen; aber jedesmal hielt ihn sein zartes Gefühl zurück. „Wird sie meinen Anblick jetzt ertragen können? — bin ich im Stande „ihr zu helfen? — werde ich ihren Kummer nicht „vermehren, und ihr den einzigen elenden Trost „rauben, den sie vielleicht aus der Gewohnheit „ihrer Lage schöpft?“ —

Er unterdrückte seine Sehnsucht, und begnügte sich, ihr durch einen redlichen, verschwiegenen Kaufmann, der nach Münster Handlung trieb, monatlich die ersparte Hälfte seiner Gage zu senden. „Das geschieht nicht aus Liebe,“ sprach

er zu sich selbst, „das bin ich der Tochter meines „Wohlthäters schuldig.“

Hannchen empfieng diese Geschenke mit Erstaunen. „Ist noch irgend ein Geschöpf auf der „Welt, das sich meiner erbarmet? — ich kenne „niemanden als Wilhelmen, den ich schwer beleidigte! — zwar hat seine Großmuth mir verziehen, aber lebt er noch? — hat er nicht „fremde Schuld gebüßt? — und wenn er noch „lebt, ist er nicht ein armer Soldat, außer „Stande, seine wenigen Groschen mit einer Verworfenen zu theilen?“ —

Sie forschte vergebens und verlohr sich in Muthmaßungen. Am Ende jedes Monats erschien regelmässig ein ehrbarer Kaufmannsdiener, dessen ganze Sprachkunde in folgenden Worten bestand: „hier ist Geld, und diese Quittung bitte ich zu „unterschreiben.“ Uebrigens war er stumm wie ein Fisch, und weder Bitten noch Thränen vermogten ihm ein Wort auszupressen. Hannchen schalt ihn hartherzig, aber der arme Teufel wußte selbst nichts.

Welche Freude für Wilhelm, als er zum erstenmale Hannchens Unterschrift erblickte! welche Wehmuth als er las: „die unglückliche Jeannette „Jerome dankt ihrem unbekannten Wohlthäter, „und wünscht herzlich, seinen Namen zu wissen. „Der Name dieses Edlen würde ihre trübe Einsamkeit erheitern, und ihr Gebet Gott wohlgefällig machen.“ — Wilhelm weinte auf diese Zeilen und küßte die Thränen wieder weg. —

So blüht in jeder Wüste dem Redlichen ein Blümgen. Wer seinen Pfennig mit der Geliebten theilen darf, der ist nicht arm! wer eine Geliebte erquicken kann, ist nicht Freudelos! —

Der Winter verstrich in dumpfer Ruhe, gleich einem Kranken, der erschöpft in kurzem Fieberschlummer sank, um bald zu neuen Krämpfen zu erwachen. Nicht die Schalmey des Hirten, nicht der Gesang der Lerche, riefen die Freunde der Natur ins Feld; Trommeln und Trompeten jagten den Landmann aus seiner Hütte, und den Zeisig vom Neste.

Der Feldzug wurde hitzig eröffnet, Schlachten und Scharmützel waren alltägliche Begebenheiten; die Zwietracht saß in einer Wolke, schaute grinsend herab, und küßte mit blutigen Lippen ihren Feldherrn, den Tod, der ermüdet die Hoffnungen der Mütter und Gattinnen wegmähte. Wilhelm und Fritz hielten sich brav wie im letzten Feldzuge; aber Muth ohne Glück gleicht dem Verdienst ohne Geburt, jener wie dieses werden nicht hervorgezogen Es mangelte den beyden Jünglingen an Gelegenheit sich auszuzeichnen, und, um die Wahrheit zu gestehn, Wilhelm suchte diese Gelegenheiten auch nicht mehr so ängstlich. Was hatte er im vorigen Jahre zu verlieren? — damals war der Tod ihm Gewinn. Aber jetzt — wer würde seine paar Thaler mit Hannchen theilen, wenn Wilhelm fallen sollte? — Hat jemand Lust, ein Heer von lauter Wagehälsen anzuwerben, so nehme er keinen

Liebenden darunter auf, der Wohlthäter seiner Geliebten ist.

Doch halt! noch einmal schleudert der Zufall dem jungen Helden eine Gelegenheit mitten in seine Laufbahn, und Wilhelm ergreift sie beym Schopf. Unter den Augen des Königs sollte eine entscheidende Schlacht gefochten werden. Beyde Partheyen suchten einander einen Marsch abzugewinnen, um alsdann auf der bestimmten Ebene die vortheilhafteste Stellung für die Armee wählen zu können. Dort wollte man den linken Flügel an ein Dorf lehnen, welches nothwendig vor Ankunft des Feindes occupirt werden mußte. Ein starkes Corps wurde detaschirt, dieses Dorf zu besetzen. Aber schon näherte sich der Feind, der einen Vorsprung von einigen Stunden gewonnen hatte; schon drang er zahlreich in das Dorf, nöthigte das Corps zum weichen, und stand im Begriff, den Plan des Königs zu vereiteln.

Wilhelm sah, wie viel darauf ankam, Zeit zu gewinnen. Er befand sich mitten im Gedränge, schon rissen die Fliehenden ihn mit sich fort; durch Bitten und Drohungen raffte er endlich einen kleinen Haufen zusammen, und warf sich mit einigen hundert Grenadieren und Scharfschützen in die steinerne Dorfkirche, welche gerade so gelegen war, daß sie die ganze Ebene überschaute. Hier verrammelte er die Thüren mit den Kirchenbänken, und postirte seine Leute vortheilhaft an alle Fenster. Die Granaten flogen unter die dichten Haufen, die Scharfschüz-

zen streckten jeden ins Gras, der sich zu nahe wagte.

Der Feind, dessen Zahl sich mit jedem Augenblicke mehrte, schäumte vor Wuth, hier durch eine Hand voll Menschen aufgehalten zu werden. Man ließ vergebens einen Kugelregen auf die Kirchenfenster fliegen. Die Wagehälse verbargen sich hinter der Mauer. Ein General ritt herbey, und, von der Wichtigkeit dieses Postens überzeugt, ließ er sich herab, an der Spitze einer Armee, dem kleinen Haufen freyen Abzug anzubieten. Wilhelm gab zur Antwort: „er werde sich unter den Mauern der Kirche „begraben.“

Schon lagen mehr Todte auf den Gräbern des Kirchhofs, als Leichen unter der Erde moderten, aber schon hatten auch Wilhelms Gefährten ihre Munition fast verschossen, und der Feind machte Anstalt, schweres Geschütz gegen die Kirche aufzuführen, als der König, der diesen Verzug benutzte, plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach. So lange Wilhelm sich hielt, war es dem Feinde unmöglich, seinen rechten Flügel, so wie er wünschte, zu formiren. Jetzt mußte er diese Position ganz aufgeben, und der glückliche Ausgang der Schlacht, kam zum Theil auf Rechnung des beherzten Officiers, der die Kirche so wacker vertheidigt hatte.

„Wo ist er! wie heißt er?“ fragte der König.

Wilhelm wurde ihm vorgestellt. Mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Blicken stand er da, als schämte er sich seiner Verdienste.

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant," sagte der Monarch. „Sie haben uns heute brav „vorgearbeitet. Reden Sie, was kann ich für „Sie thun?"

„Ew. Majestät!" rief der Jüngling, und stürzte zu des Königs Füßen! „ich habe eine un„glückliche Schwester — sie führt zwar nicht „meinen Namen — sie ist nur meine Halbschwe„ster — aber ich liebe sie mehr, als hätten „wir unter einem Herzen gelegen — Jugend „und Verführung haben sie ins Elend gestürzt! „seit fast drey Jahren schmachtet sie im Kerker, „und noch drey Jahre soll das arme Geschöpf die „Verbrechen eines Bösewichts büssen. Ich bitte „um ihre Freyheit!" —

Der König ließ sich die Sache vortragen, und als er hörte, daß Hannchen an dem Kindermord völlig unschuldig befunden worden, gewährte er Wilhelms Bitte, gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben, und Urlaub auf zehn Tage, um selbst der geliebten Halbschwester ihre Freyheit anzukündigen.

Wilhelm konnte nicht danken, er konnte nur weinen. Es ist schön, einen Mann weinen zu sehn, der ein paar Stunden vorher eine Heldenthat ausübte. Der König wurde gerührt: „ich „werde ferner für Sie sorgen," sprach er. Fort stürzte Wilhelm aus dem Zelte! Vergebens

fragte Fritz: was hast du? — er stotterte nur unverständliche Sylben, umarmte seinen Freund schluchzend, ließ hastig sein Pferd satteln, und flog über Berg und Thal, daß Kieß und Funken von des Rosses Hufen stoben.

Sechszehntes Kapitel.

Wiedersehn und Trennung.

Münster ist eine merkwürdige Stadt. Der Reisende betritt mit Ehrfurcht das Rathhaus, wo der berühmte westphälische Friede geschlossen wurde, von dem ein jeder so viel hält, als ihm ersprießlich dünkt. Der Neugierige setzt sich mit Schaudern in den Stuhl des Königs Johann von Leyden, der die Leichtgläubigen zum zweytenmale taufte, da doch einmal schon zu viel ist. Der Empfindsame wird in Zukunft die kleine Zelle besuchen, wo Hannchen drey Jahre lang, den Unsinn der ersten Kirche, und die daraus entstandene Pfaffentücke büßte.

Dämmerung lag bereits auf dem Sankt Paulusberge vor der Stadt, und herbstliche Nebenwolken verhüllten die Spitzen von hundert zwecklosen Thürmen, als Wilhelm seinen keuchenden Gaul zum erstenmale am Schlagbaume verschnaufen ließ, und mit hastiger Ungeduld die Fragen des wachhabenden Officiers beantwortete. Er stieg in dem ersten besten Gasthofe ab, gab sein Pferd dem ersten besten Unbekannten, rafte einen Lohnbedienten von der Straße auf, und trat, mit Staub und Schweiß bedeckt, in das Vorzimmer des Ministers, an welchen sein Empfehlungsschreiben lautete. Es währte lange ehe er vorgelassen wurde, denn der Minister hatte, nebst seinem Beichtvater und einem alten podagrischen Geheimderathe, noch fünf Beete in einem interessanten l'Hombre abzuspielen. Wilhelm kaute die Nägel, und betrachtete Gedankenlos die Heiligenbilder im Vorgemach.

Endlich wurden die Thüren geöffnet, er überreichte seine Depeschen. Des Königs Vorwort würkte mächtig, die Sache war sogleich entschieden, die Ausfertigung aber wurde bis zum andern Morgen verschoben, und der Herr Lieutenant indessen zur Tafel gebeten. Obgleich Wilhelm in drey Tagen kaum drey Bissen gegessen hatte, so fühlte er doch nichts weniger als Hunger. Es war ihm unbegreiflich, wie der Minister ihn so ruhig einladen, die Bedienten so ruhig den Tisch decken, und alles in der Natur so ruhig seinen Gang gehen konnte.

„Schnelle Hülfe,“ sagte er zum Minister, „hat doppelten Werth. Dem Kranken scheint die „Nacht lang, dem Unglücklichen noch länger. Arzeney und Trost sind je früher je willkommner. Wenn Ew. Excellenz Ihrem Secretair auftragen wollten, mich zu begleiten“ —

Der Minister. Sie werden doch erst einen Löffel Suppe bey mir essen?

Wilhelm. Ich würde eine traurige Figur an Ihrer Tafel spielen.

Seine ganze Gestalt bat flehentlich um Entlassung, indem er diese Worte sprach, aber da war keine Rettung. Die vornehmen Leute glauben, es könne einem schlichten, anspruchlosen Manne keine größere Ehre wiederfahren, als wenn sie ihm die Erlaubniß geben, sich einmal in ihrer Gesellschaft satt zu essen, und eben weil sie selbst einen so großen Werth auf das Schauspiel ihrer wackelnden Kinnladen setzen, können sie es auch nicht leiden, daß andere sich wenig darum bekümmern. Sie bedenken nicht, daß der freye, verständige Mann seine Mahlzeit, durch Zwang und Langeweile, weit theurer bezahlt, als wenn er bey dem berühmtesten Restaurateur zu Tische gienge.

Der arme Wilhelm saß auf Dornen, und so oft er eine neue Schüssel auftragen sah, brach ihm der Angstschweiß aus. Sr. Excellenz hielten während der Tafel eine politische Vorlesung, wie sie alles das schon längst im Kabinet vorher gesagt, was sich jetzt ereigne, und beriefen sich

dabey auf den podagrischen Geheimderath, der ein Ja Bruder war, und erst dann redselig wurde, als man auf die verschiedenen Gewächse des Rheinweins zu sprechen kam. Hier fand sich auch der Beichtvater in seinem Elemente. Die geistliche Seele lagerte sich auf den Lippen; er schlürfte mit einer Kenner Mine ein Gläsgen nach dem andern über die Zunge, und schimpfte dabey auf die Preussischen Husaren, die ihm, als er noch Guardian in einem gewissen Kloster war, eine ganze Ohm Johannisberger ausgesoffen hatten.

Endlich nahte die Stunde der Erlösung, Wilhelm erhielt seine Abfertigung. Ha! wie flog er die Treppe hinab! ein kleiner dicker Secretair vermogte kaum ihm zu folgen. Auf der Straße würde er seinen Begleiter ohne Bedenken im Stiche gelassen haben, wenn er nur ohne ihn den Weg nach dem Arbeitshause zu finden gewußt hätte. Sein kaltblütiger Führer keuchte immer einige Schritte hinter ihm her, und brachte den armen Wilhelm, durch Fragen um Neuigkeiten von der Armee, fast zur Verzweiflung.

„Sie haben eine Schlacht gewonnen?“ — Ja. — „Anfangs streute man hier aus, sie „sey verlohren worden.“ — Auch das wenn Sie wollen. — „Wie so? das verstehe ich „nicht.“

Mein Gott! gewonnen, verlohren, alles was Ihnen beliebt. Ich habe in diesem Augenblicke keinen Sinn für Schlachten. Morgen, mor-

gen mein Herr, will ich Ihnen erzählen, was ich jetzt nicht weiß.

Der Secretair schüttelte den Kopf, und meynte, es sey wohl nicht recht richtig mit dem fremden Herrn. So gelangten sie endlich schweigend bis an die Pforten des Arbeitshauses.

„Wir müssen klingeln,“ sagte der Secretair, und schon hatte Wilhelm die Klingel abgerissen. Hannchen betete eben den Abendsegen. Wilhelm war der Heilige, dessen Fürbitte sie sich empfahl, denn sie glaubte ihn tod. Ihren unbekannten Wohlthäter schloß sie innbrünstig in ihr Gebet mit ein.

Horch! da schallten rasche männliche Fußtritte den langen öden Gang herauf. — Wem mag der späte Besuch gelten? — Horch, da krabbelte etwas an der Thür. — Was soll das heissen? — wer reißt die Thür so hastig auf? — Herein stürzte ein Officier — Hannchen hatte nicht Zeit ihn zu erkennen — er lag zu ihren Füssen und schluchzte: Hannchen du bist frey!

Es giebt Scenen im menschlichen Leben, die, wenn der Vorhang fällt, selbst denen wie ein Traum vorkommen, die mit gespielt haben. Solche Scenen sind Klippen für die Darstellung, und findet der Mahler in der Phantasie seiner Leser das Bild nicht schon skizzirt, so werfe er lieber den Pinsel weg.

Hannchen wußte nicht wie ihr geschah. Ohnmächtig lag sie in Wilhelms Armen, ohnmächtig wurde sie in einen Miethwagen gehoben, erwachte

betäubt in einem fremden Zimmer, und suchte voll Erstaunen sich zu besinnen, wie sie in dieses Haus, auf dieses Bett gekommen?

Alles war still um sie her. Neben ihr stand eine Nachtlampe, die einen düstern Schein auf die alte, goldlederne Tapete warf. „Wo bin „ich?“ fragte sie sich selbst, „ist Wilhelm mir „erschienen? — Ach! mir träumten wunderliche „Dinge.“

Jetzt wandte sie von ungefähr das Haupt — siehe da saß der Geliebte neben ihrem Bette auf einem Sessel; die übermenschliche Erschöpfung der drey verflossenen Tage und Nächte hatten ihn wider seinen Willen in einen kurzen Schlummer gewiegt. „Wilhelm!“ schrie Hannchen laut auf. Er erwachte und taumelte an ihren Busen. Ein Strom von Freudenthränen machte ihrem beklemmten Herzen Luft. Erst nach mancher stummen Umarmung, gewann Wilhelm so viel Kraft und Besinnung, daß er ihr seine Geschichte in unzusammenhängenden Bruchstücken mittheilen konnte.

Hannchen war sehr aufmerksam, und forschte geflissentlich nach dem Zeitpunct, in welchem er Officier geworden. Seine Antwort traf mit ihrer Ahndung überein. Das Räthsel des wohlthätigen Unbekannten war gelöst. — „Ja du „bist es, dem ich alles verdanke! mein Herz hat „es mir längst gesagt!“ — Sie hieng schluchzend an seinem Halse. In süssen Thränen schwimmend fand sie der Tag, unter unschuldigen Lieb-

kosungen überraschte sie der Abend. Schneller als Gedanken rauschten zwey Tage vorüber.

Ein Jüngling, der sich so große Rechte der Liebe und Dankbarkeit auf das Herz seines Mädgens errungen hatte, was hätte er nicht alles bitten, was nicht alles wagen dürfen! aber Wilhelm ehrte Unschuld und Tugend, die, wenn gleich einst wehrlos unter den Klauen eines Räubers, doch ihre schöne Wohnung nie verlassen hatten. Mögen doch immerhin bey dem Worte Unschuld sich die Nasen einiger Spröden rümpfen; es bleibt ewig wahr: Unschuld geht nur mit der Reinheit des Herzens verlohren, und manche nie von Männerhänden entweyhte Dirne, hat ihr dennoch schon längst entsagt.

In ruhigern Augenblicken entstand nun die Frage: was soll aus Hannchen werden?

„Meine Gattin!" rief Wilhelm und drückte sie glühend an seine Brust.

„Da sey Gott für!" sagte das edle Mädgen: „eine Dirne, die eine entehrende Strafe „gelitten, soll deinen aufblühenden Ruhm nie be„flecken. Wie könntest du die bittern Spöttereyen „deiner Kammeraden ertragen." —

Ha! ich würde. —

„Nun ja, ich weiß was du thun würdest. „Deinen Degen in Blut tauchen, um meine „Schande auszulöschen; mich zur Wittwe oder „dich zum Mörder machen. — Nein Wilhelm, „der König kann nicht auf die Ehre eines Man„nes bauen, der seine Hand einer verworfenen

„Dirne reicht. War ich vielleicht mehr unglück„lich als strafbar, verdiene ich mehr Mitleid als „Verachtung, so muß ich das jetzt beweisen, in„dem ich die Hand ausschlage, deren Besitz ich „so gern mit meinem Blute erkauft hätte. — „Du hast mich deine Schwester genannt. — „Wohlan Bruder Wilhelm! laß uns den süsse„ren Namen auf ewig entsagen!“

Wilhelm bot die ganze Beredsamkeit der Liebe auf, diesen Entschluß wankend zu machen. Fünf Tage seines Urlaubs waren bereits verstrichen, der sechste brach an, er hatte keine Zeit zu verlieren. Das Herz des armen Mädgens wurde mit Liebkosungen und Scheingründen bestürmt, die in solchen Fällen gewöhnlich für Vernunftgründe zu gelten pflegen Sie fühlte, daß längerer Widerstand ihre Kräfte übersteige, und daß sie den Bitten des Geliebten endlich unterliegen werde. Nur mit Mühe gelang es ihr, noch eine kurze Frist bis zum andern Morgen von ihm zu erbetteln.

Als er ihr beym Schlafengehn zärtlich die Hand drückte, und schon die Thür öffnete, um sich in sein Zimmer zu begeben, da flog sie ihm plötzlich nach, klammerte sich um seinen Hals, und weinte heiße Zähren. — „Was ist dir Hann„chen?“ — Nichts! nichts! — schlaf recht wohl! — Morgen! Morgen! — „Wie? gedenkst du mit Beben der frohen Stunde, „die dir das süsse Versprechen entlocken wird, „ewig die Meinige zu seyn?“ —

Nein! nein! — ewig die Deinige! — geh guter Wilhelm — ruhe sanft — um Gottes willen geh! — ich kann es nicht länger ertragen! —

Wilhelm gieng. Frohe Hoffnungen wiegten ihn bald in den Schlummer, und süsse Träume umgauckelten sein Lager. Rasch sprang er den andern Morgen aus den Federn, warf seinen Oberrock über, und schlich leise an die Thür vor Hannchens Schlafzimmer. Er fand sie nur angelehnt, öffnete sie behutsam, und flüsterte hinein: „bist du schon wach liebes Hannchen?“ — keine Antwort — er steckte den Kopf in das Zimmer — es war leer — er warf einen Blick auf das Bett — es war leer — und ach! nicht einmal eine Spur, daß die Nacht jemand darinn gelegen. Eine schnelle Röthe stieg ihm ins Gesicht, eine bange Ahndung beklemmte seine Brust, mit hochklopfendem Herzen trat er herein, schaute ängstlich umher, und erblickte einen Zettel auf dem Tisch liegen. Sein Auge verschlang ihn.

„Vergieb, guter Wilhelm! ich fliehe vor „mir selbst. Wie hätte ich dir und meinem Her„zen länger wiederstehn können! und doch muß „ich um dir Schimpf und Reue zu ersparen. Im „Taumel der Leidenschaft wirst du mich anklagen. „Ach Wilhelm! thu das nicht! Mein Entschluß „hat mich einen fürchterlichen Kampf gekostet. „Bekenne daß ich dich fliehen mußte, um deiner „werth zu seyn. Lebe wohl, und sorge nicht „um mich. Deine Wohlthaten haben mich in

„den Stand gesetzt, Monate lang ohne fremde „Hülfe zu leben, bis ich mein Unterkommen, und „wäre es auch nur als Magd, irgendwo in ei„nem guten Hause finde. — Lebe wohl! for„sche nicht nach meinem Aufenthalt. Du siehst „mich nicht wieder, bis ich, ohne zu erröthen, „dich Bruder nennen darf; bis die Zeit meine „Schuld, meine Schande, und vielleicht auch „deine Liebe verwischt hat. — Deine Liebe! — „ach! warum muß ich das wünschen! — brich „ab, armes Hannchen! ehe es dir an Kraft zu „fliehen gebricht! — — — Ich bin an deiner „Schlafkammer gewesen — ich habe dich ath„men hören — vielleicht zum letztenmal in mei„nem Leben! das Herz wollte mir springen! — „Schon berührte ich das Schloß deiner Thür, „schon zog mich eine unsichtbare Gewalt — an „dein Bett zu schleichen — dich noch einmal zu „sehn — ich fürchtete, du möchtest erwachen, „und deine stürmende Liebe meine redlichen Ent„schlüsse vernichten. Ich zog meine Hand zurück, „und bedeckte mit Küssen und Thränen den Drük„ker der Thür, den deine Hand Morgen zuerst „berühren wird. Auf der Schwelle habe ich ge„legen, und Gott mit Händeringen um Seegen „für dich angefleht. — Nun ists vollbracht! — „ich eile, mich vor meinem Geliebten zu verber„gen. Leb wohl Bruder! gedenke deiner unglück„lichen Schwester!“

Wilhelm starrte den Zettel mit trockenen Augen an. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft, aber kein Wort drang durch die fest verschlosse-

nen Zähne. Nach einer langen Pause erwachte er aus seiner Starrsucht, rang die Hände und rief: „ha! das ist zu viel!“ Sein irrer Blick schweifste im Zimme umher, ob er nicht irgendwo eine Reliquie von Hannchen entdecken werde? Ach! nirgends eine Spur von dem geliebten Flüchtling!

„Doch hat sie nicht mit Thränen und Küs„sen und Schloß meiner Kammerthür bedeckt? hat „sie nicht auf der Schwelle gelegen und für mich „gebetet?“

Da lag nun auch Wilhelm und betete für Hannchen, und seine Thränen frischten die verloschenen Spuren der ihrigen wieder auf.

Plötzlich ergriff ihn eine bange Wuth, er sprang auf! lärmte und tobte im Hause umher, verlangte von jeder Küchenmagd, sie solle ihm Rechenschaft geben, wo Hannchen geblieben? und schlug in der Hitze einen Hausknecht zu Boden, der die sehr natürliche Frage an ihn that: ob das Jüngfergen ihn etwa bestohlen habe?

Als ihm niemand Red und Antwort geben konnte, wann, wie und wohin Hannchen entwichen, da warf er sich in die Kleider, bestürmte das Haus der alten Muhme, durchstrich die ganze Stadt, die Vorstädte, die umliegenden Gegenden; wo zwey Menschen auf der Straße mit einander sprachen, da horchte er, ob sie vielleicht von Hannchen sprächen? wo ein weiblicher Kopf hinter einer Fenster Gardine lauschte, da bieb er eingewurzelt unter dem Fenster stehen, und starrte

so lange hinauf, bis ein fremdes Gesicht neugierig herabschaute. Wo er eine Kirchenthür offen fand, da schlüpfte er hinein, und durchspähte jeden Winkel, wo irgend eine Betende vor dem Bilde ihres Heiligen kniete.

Ohne Speise oder Trank genossen zu haben, matt und kraftlos, kehrte er, nach immer vergeblichem Suchen von der hereinbrenden Dunkelheit getrieben, in sein Wirthshaus zurück. Unterwegens wagte er zu hoffen, Hannchen könne wohl, während seiner Abwesenheit sich wieder eingefunden haben. Der Wirth saß ruhig vor der Thür und schmauchte sein Pfeifgen. „O gewiß ist sie gekommen!“ dachte Wilhelm, „wie „könnte der Wirth sonst so ruhig seyn?“ — Er bestürmte ihn mit Fragen, und mußte, als er immer nur ein kaltes Nein zur Antwort erhielt, auch seinen lezten Strohhalm fahren lassen.

Sein Urlaub war nun bis auf vier Tage abgelaufen. Drey hatte er gebraucht, um nach Münster zu fliegen; vier bedurfte er wenigstens, um die Bürde seiner Verzweiflung langsam ins Lager zu schleppen. Auch war sein Pferd so angegriffen, daß es noch zweifelhaft schien, ob er das Ziel seiner Reise glücklich erreichen werde? Mit Tages Anbruch schwang er sich auf den halb lahmen Gaul, trapte in dumpfer Betäubung zum Thor hinaus, und als er, von einem Hügel herab, sich noch einmal nach Münster umsah, da spiegelte sich die Morgensonne in seinen Thränen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Verirrte.

Hannchen war, mit einem kleinen Bündel Wäsche unter dem Arm, und einigen Goldstücken in der Tasche, um Mitternacht aus den Wirthshause geschlichen. Die alte Muhme fiel ihr freylich wohl ein, aber welchen Empfang konnte sie, nach allem was vorgefallen, von ihr erwarten? Hatte sie doch seit drey Jahren sich gar nicht um die arme Wayse bekümmert, ihr nie eine Erquickung in ihren Kerker gesandt. Lieber gieng Hannchen in die weite Welt.

Nur mit Mühe, unter dem Vorwand eines Krankenbesuchs in der Vorstadt, und für doppelte Thorgroschen, ließ sich die Wache bereden, ihr kleines Pförtgen zu öffnen. Als die Dämmerung anbrach, war sie schon eine Meile gewandert, und nahe bey einem Dorfe, wo sich zwey Landstraßen durchkreuzten. Sie setzte sich, um auszuruhen, unter die Dorfslinde, und hatte noch nicht lange gesessen, als eine Postkutsche, mit einigen Rei-

senden beladen, vorüberfuhr. Ein paar hundert Schritte weiter hielt der Wagen vor der Schenke, weil der Postillion, nach althergebrachter löblicher Gewohnheit seine Gurgel erfrischen wollte.

Flugs stieg Hannchen der Gedanke auf: „wie „wenn ich mit dieser Postkutsche weiter reiste? „um so schneller entgehe ich Wilhelms Nachfor„schungen.“

Zwar wußte sie gar nicht, auf welcher Straße sie eigentlich sey? und wohin dieselbe führe? aber das galt ihr auch gleich viel, wenn es nur immer Land einwärts gieng, und Münster im Rücken liegen blieb. In der ersten ansehnlichen Stadt, sie heiße wie sie wolle, nahm sie sich vor Dienste zu suchen.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, trat sie in die Schenke, nnd fand den Postillion am Tische bey Käse, Brod und Brantewein. Sie trug ihm ihr Anliegen vor, und bot ihm ein gutes Trinkgeld. Er lachte über seine weissen Zähne, gab seine Einwilligung durch ein Kopfnicken zu erkennen, und würzte diese Gesellschaft durch einige derbe Spåsgen auf Kosten der einsamen Fußgängerin. Nachdem er sein Frühstück verzehrt, auch Hannchen mit bäurischer Höflichkeit eingeladen hatte, einen Schnaps zu trinken, trat er heraus an den Postwagen: „meine Herren, rük„ken Sie ein wenig zusammen, und machen Sie „Platz für ein schmuckes Jüngfern, das sich die „Füße wund gegangen.“ — Mit plumper Dienstfertigkeit half er Hannchen auf ihren Sitz,

und, weil das Wetter eben schön war, so holte er seinen Mantel vom Kuschbock, ihn ihr zum Polster unterzubreiten. Die Macht der Schönheit würkt auf den Tölpel wie auf den Dichter, und der Mantel des Postillions galt eben so viel als ein Sonnet auf Hannchens Reize.

Beym Einsteigen bat sie mit bescheidner Anmuth die Reisenden um Vergebung, daß sie ihnen beschwerlich falle. Es war nicht möglich, ihr drum gram zu werden, man machte ihr willig Platz. — Ein Postwagen ist nicht selten der Ort, wo ein junges Mädgen sich, wie Gressets Vert-vert, in übler Gesellschaft befindet. Hannchen hatte diese Erfahrung bereits gemacht, als sie zum erstenmale nach Münster zu der alten Muhme reisen mußte; sie hatte daher ihren Sitz kaum eingenommen, als sie schüchtern in den Physiognomien ihrer Gefährten spähte, was sie etwa fürchten müsse, oder hoffen dürfe.

Diese Musterung, (wozu ein weibliches, untäuschendes Auge, nur eine Sekunde braucht, wäre gleich der Postwagen so vollgepfropft als Noahs Kasten,) gewährte ihr große Beruhigung, denn sie erblickte vier oder fünf alte grämliche Männer, die das Ansehn von Kaufleuten hatten, und eben nicht gesonnen schienen, ihre schwermüthigen Gedanken zu unterbrechen. Sie hatten sämmtlich, statt einer Art von Begrüssung, die Schlafmützen ein wenig gelüftet, und einer unter ihnen bot Hannchen eine Prise Taback an; das

war es auch alles, weiter bekümmerte man sich nicht um sie.

Gern hätte sie den, der den Inhalt seiner Dose mit ihr theilen wollte, gefragt, wohin eigentlich die Reise gehe? aber sie fürchtete, durch diese Frage zu verrathen, daß sie ohne Zweck in die weite Welt hinein kutsche, und folglich Aufmerksamkeit zu erregen; sie schwieg also, ihre Begleiter schwiegen auch, und sahen sämmtlich aus, als ob sie Gewinn oder Verlust einer Speculation berechneten. Die öde Stille, welche nur durch ein Gotthelf! unterbrochen wurde, wenn etwa einer aus der Gesellschaft nieste, behagte Hannchens Trübsinn, das Schütteln und Rütteln des unbequemen Wagens weckte sie nicht aus ihren schwermüthigen Betrachtungen.

In den ersten beyden Tagen fuhren sie nur durch Dörfer und kleine Landstädte, deren Namen ihr völlig unbekannt waren, weil sie sich nie viel um Geographie bekümmert hatte. Als sich an diesen unbedeutenden Orten keine Gelegenheit zu einer Versorgung darbot, so setzte sie ihre Reise getrost immer weiter fort. — Gegen Abend des dritten Tages — sie blickte eben starr auf die Wiesen und Bäume zu ihrer Rechten, welche rückwärts zu laufen schienen — fuhr sie plötzlich zusammen, und unterdrückte mit Mühe ein lautes Gekreisch.

Wilhelm ritt an dem Postwagen vorüber! — Sein Gaul gieng einen trägen Trab, ihm selbst war der Kopf zwischen die Schultern gesunken,

und er schien seinen Sattelknopf so emsig zu betrachten, daß er auch nicht einen Blick auf die Postkutsche warf. Zwar würde er Hannchen doch nicht gesehen haben, denn der Wagen war mit blauem Tuche überzogen, und sie saß im Hintergrunde. Auch sie hatte ihn nur eben erkannt, wie er an der kleinen Aeffnung vorbeyritt, wo das Tuch, in der Mitte des Wagens, ein wenig zurückgeschlagen ist. Ein Blick war der Liebenden genug, sie hätte ihre Seligkeit zum Pfande gesetzt, daß es Wilhelm sey. Nun war es klar, daß sie, statt zu fliehen, ihm gerade in die Arme laufe.

„Mein Gott! was soll ich anfangen? — „auf der nächsten Station wird der Wagen um„gepackt, ich muß aussteigen, und finde Wilhelm „vielleicht an der Thür!“

Sie rückte unruhig auf ihrem Platze hin und her, ihr Gesicht glühte, ihr Herz klopfte. Je näher sie der Station kamen, je heftiger wurde ihre Angst. Zufälligerweise fragte einer der Reisenden den Postillion: „Schwager, haben wir „noch weit?“ — „Noch eine kleine halbe „Stunde,“ war die Antwort. Hannchen erschrack und faßte einen raschen Entschluß. „Halt „Schwager!“ rief sie plötzlich. Der Postillion hielt. Sie raffte ihr Bündel zusammen, stieg aus, drückte dem Fuhrmann einen halben Gulden in die Hand, und sagte: „fahr er nur weiter.“

„Je du lieber Gott, Jüngfergen, es wird „ja schon Abend, wo will sie denn hier auf der „Landstraße bleiben?“

„Ich bin im nächsten Dorfe zu Hause,“ stotterte Hannchen, „fahre er in Gottes Namen „ohne mich.“ — Der Postillion schüttelte den Kopf, setzte seine Hacken dem Sattelgaul in die Seite, ließ die Peitsche knallen, und in wenig Minuten war der Wagen aus Hannchens Augen verschwunden. Sie sah ihm betäubt nach, und als sie sich nun in der Natur allein und hülflos erblickte, als sie das Heimchen den Abendgesang zirpen, und die Wachtel im Roggengras schnarren hörte, da fieng sie bitterlich an zu weinen.

„Armes Mädgen! was soll nun aus dir „werden! — zurückziehn? — wohin? — vor„wärts? — ach Wilhelm!“ — Sie wankte noch eine Weile auf der Landstraße fort, bis sie linker Hand einen Feldweg erblickte, den sie ohne weitere Ueberlegung wählte, und betend darauf fortwankte.

Bis jetzt hatte die Dämmerung ihren Pfad schwach beleuchtet, doch nun brach die Nacht finster herein, und sie sah sich am Eingang eines dichten Waldes. Einige Augenblicke stand sie unentschlossen, doch bald ermannte sie sich. „Dieser „Fußsteig,“ dachte sie, „muß doch endlich zu „Menschen führen. Gewiß finde ich ein Dorf, „oder auch nur eine Köhlerhütte, je tiefer im „Walde, je besser.“ — Anfangs setzte sie ihre Straße muthig fort; als aber die Dunkelheit mit

jeder Minute zunahm, und nur das Geheul des Schuhu dann und wann in der Ferne, die düstre Stille unterbrach, da beklemmte nie gefühlte Bangigkeit ihren Busen. Sie verdoppelte ihre Schritte, und die Angst gab ihr nur Kräfte.

Bis jetzt glaubte sie noch immer zu beyden Seiten ihres Weges ein Fahrgleis bemerkt zu haben, nun aber wand sich der Fußsteig oft so enge durch dicht verwachsenes Gebüsch, daß sie jeden Augenblick befürchtete, ihn ganz zu verlieren, und ach! was sie befürchtet hatte, geschah. Sie sah sich plötzlich auf einem kleinen freyen Platze, wo ringsumher Tannen und Fichten ihre Zweige in einander schlangen, die Aeste ihr Spinngewebe ins Gesicht schlugen, und sie folglich errathen liessen, daß keines Menschen Fuß hier einen Wrg gebahnt habe. Jetzt benahm ihr die Angst Kräfte und Besinnung, sie tappte herum wie mit Blindheit geschlagen, und vermogte auch den Rückweg nicht mehr zu finden. Bebend sank sie nieder auf einen Maulwurfshügel, und empfahl sich Gottes Engel!

Nach einer Stunde gieng der Mond auf — mit ihm ein Strahl der Hoffnung in ihrer Seele. Sie raffte sich wieder empor, und wählte die Stelle, die ihr am leichtesten schien, um durch das Gebüsch zu dringen. Nachdem sie eine Zeitlang sich mühsam durchgearbeitet, ihre Hände blutig geritzt, und ihr weisser Rock von Dornen zerrissen war, gelangte sie endlich an einen Zaun, der, so viel das schwache Mondlicht ihr zu errathen verstat-

tete, einen Heuschlag einzugrenzen schien. „Gott „Lob!“ rief sie aus, „hier müssen Menschen „wohnen!“ und würklich erblickte sie bald nachher in der Ferne ein Licht. „Ha! ein Licht!“ rief sie hastig, und fühlte sich neu gestärkt. Mit frischen Kräften gieng sie nun am Zaune hinab, näherte sich dem Lichte immer mehr und mehr, und wurde bald gewahr, daß es aus dem Fenster eines kleinen Hauses schimmerte, welches zwar nur mit Stroh gedeckt, aber doch ein besseres Ansehen hatte, als die gewöhnlichen Bauerhäuser. Es war von einigen Nebengebäuden umgeben, und übrigens ringsumher vom Walde eingeschlossen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Sonderling.

Der Mensch, der nun einmal kein Fenster in der Brust, und kein Zeichen mehr vor der Stirn trägt, (sollte er auch gleich seinen Bruder todtgeschlagen haben,) läßt sich doch nach zwey Dingen ziemlich treffend beurtheilen, nemlich nach Kleidung

und Wohnung. Wem es hell im Kopfe und ruhig im Herzen ist, der kleidet sich mit Geschmack, und liebt eine freundliche Wohnung. Nur der Schwärmer oder der Unglückliche vergräbt sich in Wüsteneyen.

Aehnliche Gedanken lagen dunkel in Hannchens Seele, als sie das kleine Haus mitten im Walde erblickte. „Mögte ich hier ein Obdach „finden!“ seufzte sie: „mögte es mir vergönnt „seyn, mich hier an irgend einen Unglücklichen „zu ketten, der vor Neid und Verfolgung floh, „wie ich vor der Liebe!“

Sie trat einige Schritte näher, bis unter eine alte Eiche, die eine Rasenbank beschattete. Höher hinauf am Stamme der Eiche schimmerte etwas im Strahle des Mondes. Es war eine weisse, beschriebene Tafel, durch eine vergoldete Schleife am Stamme der Eiche geheftet. Hannchen stieg auf die Rasenbank und las, mit Hülfe des Mondscheins folgende Zeilen in französischer Sprache:

La plainte est pour le fat, le bruit est pour le sot,
L'honnéte homme trompé s' eloigne & ne dit mot. *)

„Ha!“ rief Hannchen, „hier wohnt ein „Mensch, der sich mit der Welt überworfen hat,

*) Der Thor beklagt sich, der Narr lärmt, der betrogene Biedermann flieht und schweigt.

„er wird seine Thür einer Unglücklichen nicht ver„schließen.“

Muthig hüpfte sie von der Bank herab, und gieng auf die Hausthür los. Plötzlich fuhr ein Kettenhund aus seinem Loche, und bellte wie ein Recensent. Hannchen erschrack und wagte sich nicht näher. Sie glich einem jungen bescheidenen Autor, dem der Recensent den Zutritt in den Tempel des Ruhms versagt, dessen Heiligthum er eben so wenig betritt, als der Kettenhund das Haus seines Herrn; beyde werden nur gefüttert um zu bellen, und sich gegen jeden Fremdling übel zu geberden

Auf den Lärm, den der Bollenbeisser machte, sah Hannchen wie das Licht im Hause sich vor dem Fenster vorüber bewegte, sie hörte bald darauf einen Riegel wegschieben, die Hausthür öffnete sich, eine Mannsperson trat heraus, sagte: kusch Fagel! zu dem Hunde, und als dieser sein Litteraturzeitungsgeschrey in ein sanfteres Brummen verwandelte, wendete sich der Waldbewohner nach der Gegend, wo Hannchens weisse Gestalt ihm in die Augen schimmerte, und rief: wer da! — Hannchen erzählte in wenig Worten, sie habe sich verirrt und bat um ein Nachtlager.

Der Fremde antwortete nicht eine Sylbe. Er gieng hinein und schloß das Haus wieder zu. Das arme Mädgen wußte nicht was das bedeuten sollte. Der Hund fieng wieder an zu toben wie vorher, das Licht erschien wieder auf seinem alten Platze, und, ausser dem Bollenbeisser,

schien sich niemand um ihr Daseyn zu bekümmern.

Nach einigen ängstlich zugebrachten Minuten, bewegte sich das Licht aufs neue, der Riegel wurde weggeschoben, die Hausthür knarrte, der nemliche Mann trat heraus, sagte: kusch Fagel! zu dem Hunde, und das einzige Wort: herein! — Hannchen folgte. Sie sah nun beym Schein der Lampe, daß sie einen ältlichen Mann vor sich hatte, in einer blauen Jacke, mit rund geschnittenem Haar. Er schien die Neubegierde nicht zu theilen, mit welcher sie ihn betrachtete, denn er warf kaum einen Blick auf sie, sondern führte sie rechter Hand in ein kleines Zimmer, welches an das Vorhaus stieß. „Hier ist ein Bett," sagte er, setzte die Lampe auf den Tisch und gieng hinaus.

Hannchen wußte nicht recht, was sie bey diesem zweydeutigen Empfange denken sollte. Sie sah im Zimmer umher, es herrschte eine Art von reinlicher Dürftigkeit darinn. Die Möbeln bestanden aus einem kleinen, weißüberzogenen Bett mit feinen Lacken, einem Spiegel in braunem Rahmen, zwey grün lakirten Tischen und sechs Strohstühlen. Der Boden war mit weissem Sand und kleingehackten Tannenzweigen bestreut. Das Einzige, was einen wohlhabenden Besitzer zu verrathen schien, waren vier köstliche Landschaften von Wouvermann, die an den Wänden hiengen.

Als sie merkte, daß alles im Hause still war, und sich niemand im Hause weiter um sie bekümmerte,

warf sie sich in ihren Kleidern auf das Bett, und erschöpft durch drey schlaflos zugebrachte Nächte, durch körperliche Anstrengung und Seelenkummer, genoß sie eines ziemlich ruhigen Schlummers. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ein Geräusch sie erweckte. Es war der einsylbige Mann von gestern Er trat herein mit einem Körbgen, aus welchem er schweigend eine weisse Serviette zog, die er auf dem Tische ausbreitete. Dann besetzte er den Tisch mit Brod, Butter, Käse, Honig, einer Schaale Milch und einem Teller voll Erdbeeren. „Hier ist ein Frühstück," sagte er, und gieng wieder hinaus.

Diese lakonische Einladung zwang Hannchen zum Lächeln. Sie blieb wohl noch eine halbe Stunde auf dem Bette liegen, und zerbrach sich den Kopf über das seltsame Betragen ihres gastfreyen Wirths. Endlich stand sie auf und erquickte sich an Milch und Früchten. Als sie bey dieser Beschäftigung von ungefähr einen Blick durch das Fenster warf, wurde sie noch einen andern Mann gewahr, von ungefähr vierzig Jahren, in einem grauen Oberrocke, mit rundgeschnittenem Haar wie der Erste. Er saß auf der Rasenbank unter der Eiche, und las in einem Buche. Sein blasses, hageres Gesicht trug Spuren des Grams, seine Augen lagen tief und wurden von starken Augenbraunen beschattet, welches seinen Zügen einen düstern, etwas wilden Anstrich gab.

Hannchen beobachtete ihn lange mit Aufmerksamkeit. Sie vermuthete in ihm den Herrn des

Hauses, und beschloß, so bald er seine Lectüre geendigt haben würde, ihm in den Weg zu treten, ihm für seine gastfreye Aufnahme zu danken und sich ihm als Magd anzubieten. Aber der graue Mann schien seinen Platz nimmer verlassen zu wollen. Bisweilen legte er wohl das Buch weg, streichelte einen Hünerhund, der neben ihm lag, oder schnitzelte an einer Haselstaude, wobey er sich in Gedanken verlohr; aber zuletzt griff er immer wieder nach dem Buche, ob er gleich wenig zu lesen schien.

Gegen Mittag setzte sein Knecht (denn dafür hielt Hannchen den Mann in der blauen Jacke) einen Tisch unter den Eichbaum, und trug einige frugale Schüsseln auf, von welchen der graue Mann wenig aß. Gleich darauf brachte der Knecht die nemlichen Schüsseln zu Hannchen, sagte: hier ist ein Mittagsbrod, und gieng wieder fort. — „Neugierig" dachte Hannchen, „sind diese Menschen nicht. Es scheint ihnen sehr gleichgültig zu seyn, wer ich bin? aber „ich wünschte wohl zu wissen, wer der ist, dem „ich diese Zuflucht verdanke "

Als nun der Knecht zurückkam, den Tisch abzuräumen, da erlaubte sie sich die erste Frage: „wo bin ich?" — Bey ehrlichen Leuten, versetzte der Mensch und gieng seiner Wege. Hannchen errieth, daß die Sprache hier nur zur Nothdurft gebraucht werde, und nicht, wie bey Hofe ein Artikel des Luxus sey. So gern sie auch ihre weibliche Wißbegierde befriedigt hätte, so scheute

sie sich doch durch Fragen lästig zu werden, und kämpfte den ganzen Tag mit sich selbst, ob sie hinausgehn, und den grauen Mann anreden sollte? Mehr als einmal hatte sie schon die Thür in der Hand, aber als sie endlich Muth faßte, ihr Vorhaben auszuführen, wurde sie gewahr, daß der Fremde so eben seinen Platz verlassen hatte, und sich hinter den Bäumen verlohr.

Der Abend brach herein. Der Mann mit der blauen Jacke brachte eine Lampe, und sagte: hier ist Licht. Bald nachher deckte er schweigend den Tisch, und, nachdem er ihn mit Speisen besetzt hatte, war sein letztes Wort: hier ist ein Abendbrod. Damit schloß sich die Conversation des heutigen Tages. Hannchen blieb allein, sah und hörte weiter nichts, und schlief so gut sie konnte bis zum andern Morgen.

Als man ihr abermals ein Frühstück aufgetischt, und sie einige Bissen davon verzehrt hatte, sagte der einsylbige blaue Mann: „jetzt kann sie „gehn. Linker Hand führt der Weg aus dem „Walde.“ — „Ach mein Freund!“ versetzte Hannchen, „braucht sein Herr keine Magd?“ — Der blaue Mann sah ihr zum erstenmale ins Gesicht, antwortete aber nicht eine Sylbe, sondern gieng hinaus zu seinem Herrn, der wieder unter dem Eichbaum saß. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück, und sagte: „Nein! linker Hand „führt der Weg aus dem Walde.“

„Ich werde gleich gehn,“ seufzte Hannchen, „aber darf ich denn nicht wenigstens mich bey sei-

„nem Herrn bedanken?“ — Nein! war die fast unfreundliche Antwort, mit welcher der Knecht sie verließ. Schwermüthig trat sie ans Fenster, wollte jeden Augenblick sich zu ihrer Abreise anschikken, und zögerte immer. „Wo werde ich einen „Zufluchtsort finden so eigen geschaffen für mei„nen Trübsinn? Das Gewühl iu Städten, die „prunkenden Häuser, die plauderhaften Men„schen — und hier — die öde Wildniß, die „düstern Tannen, das heimliche Schweigen — „O! er muß mich behalten, der Sonderling dort „unter der Eiche.“ — Plötzlich flüsterte ein richtiges Gefühl ihr zu: man müsse, um bey sonderbaren Menschen zu seinem Zwecke zu gelangen, selbst sonderbar handeln. Sie hatte Tages vorher, ungefähr um die nemliche Stunde, bemerket, wie der Knecht aus einem Nebengebäude einige Zuber holte, damit an den Brunnen gieng, und sie rein wusch. Dann verfügte er sich in einen kleinen Zwinger, wo ein paar Kühe standen, die er milchte, und die Milch ins Haus trug.

Auf diese Beobachtung baute Hannchen ihren Plan. Rasch schürzte sie den Rock ein wenig auf, gieng ohne Verlegenheit hinaus, warf mit Fleiß keinen Blick auf den grauen Mann unter dem Eichbaume, begab sich dreist in das Nebengebäude, holte die Zuber und wusch sie am Brunnen rein. Dann eilte sie nach dem Zwinger, milchte die Kühe, und wollte die Milch ins Haus tragen. Alles das that sie mit einer Art, als ob sie in ihrem Leben nichts anders verrichtet hätte.

Der graue Mann ließ sein Buch auf die Knie sinken, und sah ihr befremdet zu. Als sie mit der Milch aus dem Zwinger kam, und an ihm vorüber gehen mußte, sagte er: „was soll das heis„sen?“

„Gnädiger Herr —“ Ich bin kein gnädiger Herr! — „Aber doch ein Mensch!“ — Leider! — „ich bin unglücklich“ — Wer ist es denn nicht? — „Ich wünsche Ihnen „als Magd zu dienen“ — Ich brauche keine Magd. — „Wenn Sie meiner nicht bedür„fen — ach guter Herr! — so bedarf ich Ih„rer!“

Der graue Mann schwieg einige Augenblicke. Peter! rief er dann dem Knecht zu, das Mädgen kann bleiben. — Nach diesen Worten sah er wieder in sein Buch und bekümmerte sich nicht weiter um sie.

Neunzehntes Kapitel.

Das Aufthauen.

Ein altes lateinisches Sprüchwort behauptet: es sey nicht immer einerley, wenn zwey Menschen einerley thäten, und diese Behauptung blieb in einem westphälischen Walde eben so wahr als in Rom. Wen die Natur mit Jugend, Schönheit, Anmuth und Grazie ausrüstet, der unternimmt kühn, was ein altes Müttergen mit einer Karabossengestalt nicht wagen darf. Wäre Hannchen nicht ein reizendes Mädgen gewesen, hätte ihre weisse Hand nicht die Milch beschämt, und ihr schlanker Wuchs die Pappeln im Zwinger; wer weiß ob der graue Mann ihre unerbetene Dienstfertigkeit nicht sehr zudringlich gefunden haben würde. Aber es war nicht möglich dem lieben Mädgen in das große freundliche Auge zu schauen, ohne mindestens einem leisen Gefühl von Wohlbehagen Raum zu geben, hätte man gleich auf einem Bett von Dornen gelegen. Es gieng einem mit ihr, wie jemem mit der Abendröthe, von

dem Moritz irgendwo in seinem Magazin der Erfahrungsseelenkunde erzählt: ein Schwermüthiger spazierte an einem schönen Sommerabend auf dem Walle hin und her, anfänglich das Gesicht gegen Osten gekehrt, wo der Himmel schon finster war. Nagender Kummer und Lebensüberdruß füllten seine Seele. Jetzt kehrte er plötzlich um, — siehe da glänzte ein freundliches Abendroth in Westen. Hoffnung, Liebe, Vertrauen erwachten in seinem Herzen.

Der graue Mann wollte Hannchens Dank nicht hören. Er sagte: schon gut! und winkte ihr mit der Hand, zu gehen. Eine bloße Pflicht der Menschlichkeit vermeynte er, frey von allen Nebenabsichten erfüllt zu haben. „Sie ist unglücklich,“ dachte er, „und bildet sich ein, „man könne auf der Welt glücklich seyn. Wohl „ihr, so lange sie noch so träumt! — Aber was „mag ihr widerfahren seyn? — gleichviel! was „geht es mich an?“ — Er wollte weiter lesen, und merkte bald, daß er nicht recht wußte, was er las. „Ich bin zerstreut,“ murmelte er zwischen den Zähnen, steckte das Buch in die Tasche, und gieng, wie seine Gewohnheit war, tiefer in den Wald.

Hannchen trat unterdessen flink ihr neues Amt an. Sie bemächtigte sich der Küche, brachte alles Geräth in eine gewisse Ordnung, putzte und scheuerte was nicht blank genug war, schwinkte die Töpfe, setzte Wasser ans Feuer, und stellte sich dann zu einem Korbe mit türkischen Bohnen, die sie

zwischen ihren niedlichen Fingern fein schabte; alles ohne ein Wort zu sagen, denn sie hatte bereits begriffen, daß man sich in diesem Hause am besten durch Schweigen empfehlen könne, und sie wollte dem grauen Manne zeigen, daß er, um des angeblichen Mangels dieser Tugend willen, nicht nöthig gehabt hätte, die Weiber aus seiner Wildniß zu verbannen.

Peter stand und sah ihr zu. Er sprach zwar auch kein Wort, aber er lachte freundlich, und ließ zuweilen mit halbem Kopfnicken ein halbes hm! hm! ertönen. So gern auch Hannchen gewußt hätte, wo? und bey wem sie sey? so meynte sie doch, ihre einsylbigen Wirthe hätten ein grösseres Recht, ihr neugierige Fragen vorzulegen, und da man sie gänzlich in Ruhe ließ, so hielt sie für billig, eine gleiche Delicatesse zu beobachten.

Es vergieng daher ein ganzer Monat, ohne daß man Menschenstimmen in dieser Einöde hörte. Jede Stunde des Tages hatte ihre angewiesene Beschäftigung, jede Beschäftigung ihre wohlhergebrachte Form. Guten Tag, gute Nacht, wurde durch Kopfnicken ausgedrückt, und höchstens durch ein einziges Wort die Gattung der Speise bestimmt, die Hannchen etwa zurichten sollte. Nicht einmal um ihren Vornamen hatte man sie befragt; wollte man sie rufen, so hieß es: Mädgen! — der graue Mann wurde Herr genannt, und der Knecht, Peter.

Indessen gab Hannchen sich alle Mühe, durch kleine Gefälligkeiten die Gunst ihres neuen Herrn zu gewinnen. Es kam ihr sehr zu statten, daß die alte Muhme zu Münster sie in den Geheimnissen der Kochkunst eingeweyht hatte. Aus den glücklichen Zeiten ihrer Jugend war ihr die Liebhaberey zum Gartenbau übrig geblieben, sie wußte Blumen und Früchte zu ziehen, und alles gedieh wie vormals unter ihrer Hand.

In einem Winkel des Kohlgartens suchte sie sich ein Stück gutes schwarzes Erdreich aus, um es in ein Blumenbeet zu verwandeln. „Peter,“ sagte sie, „nimm die Schaufel und grabe mir „dieses Stück um.“ — Peter sah sie an, lachte, murmelte mit halbem Kopfnicken ein halbes hm! hm! und grub das Stück um. Nicht lange so blühten Rosen und Hyacinthen hervor, die Hannchen jeden Abend sorgfältig begoß. Wenn sie nun duftreich in voller Blüte standen, so versetzte sie die Blumen in Töpfe, und grub die Töpfe neben der Rasenbank unter der Eiche in die Erde. Begab sich dann der graue Mann des Morgens nach seinem gewöhnlichen Ruheplatz, so schien es, als ob während der Nacht Rosen und Hyacinthen zu seinen Füßen aufgeschossen wären.

Als er diese feine Galanterie zum erstenmale erblickte, stand er lange unbeweglich davor. Peter brachte das Frühstück, sein Herr sah ihn an, und zeigte mit dem Finger auf die Rosen. Peter verstand ihn, und antwortete: d a s M ä d g e n.

Das Mädgen, wiederholte der graue Mann unwillkührlich, und es entwischte ihm ein sanftes Lächeln, das jedoch mit einem Tropfen Bitterkeit vermischt, um seine Lippen schwamm. Er zog ein Goldstück aus der Tasche, gab es Petern, und sagte: dem Mädgen. — Peter brachte ihr das Goldstück mit den Worten; vom Herrn.

„Wofür?“ — Für die Blumen. — „Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht „haben, so bin ich belohnt Zuneigung kann man „nicht durch Gold erkaufen.“

Peter sah sie ein wenig erstaunt an, und klopfte sie zum erstenmale in seinem Leben auf die Schulter. Er brachte das Goldstück zurück, legte es auf den Tisch, und sagte: sie will nicht.— „Warum nicht?“ —

Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, so ist sie belohnt; Zuneigung läßt sich nicht durch Gold erkaufen. — „Sagt sie so?“ — Ja.

Abermals ein Lächeln um die Lippe des grauen Mannes, der Tropfen Bitterkeit war fast verdunstet. — So benutzte Hannchen jede kleine Gelegenheit, die sich ihr darbot, die Stirn des Sonderlings zu entfalten. Er war nicht undankbar, er fühlte es, ob er gleich noch lange schwieg. Wenn sie des Morgens an ihm vorübergieng, um die Kühe zu milchen, konnte er sich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, und ihr nachzusehn. Dieser verstohlne Genuß war,

ohne

ohne daß er es sich selbst gestand, ihm bereits so nothwendig geworden, daß, wenn sie einmal zufälligerweise etwas länger als gewöhnlich ausblieb, sein Auge wohl zehnmal in einer Minute vom Buche nach der Hausthür schweifte, um ihre liebe Gestalt aufzusuchen. Das war es aber auch alles. Einförmig verstrich ein Vierteljahr. Hannchen konnte sichs nicht verheelen, daß ihre Weiblichkeit ein wenig gekränkt sey, weil sie durch all ihr Dichten und Trachten es nicht einmal dahin bringen konnte, daß der graue Mann sie auch nur um ihren Namen gefragt hätte. Endlich hatte sie einen Einfall, dessen Ausführung sie anfangs schwer dünkte, ihr aber wider Verhoffen gelang.

„Wer hat die Tafel gemacht, die an der „Eiche hängt?“ fragte sie eines Tages den stummen Peter. Ich war die Antwort. — „Und „wer hat die Schrift darauf gemahlt?“ — Ich. — „Bist du ein Mahler?“ — war es in meiner Jugend. —

„Das freut mich. Mach mir auch eine sol„che Tafel.“ — Peter sah sie an und lachte. „Willst du?“ — ja. — „Du mußt aber dem „Herrn nichts davon sagen.“ — Nein. — „Ich will ihm eine heimliche Freude machen.“ — Peter lachte wieder, murmelte hm! hm! und machte die Tafel. Als sie fertig war, gab ihm Hannchen auch einen Vers darauf zu schreiben. Peter arbeitete con amore und übertraf sich selbst. Der freundliche Dank mit welchem Hann-

chen seine Arbeit bezahlte, machte ihm mehr Freude, als dem berühmten Casanova ein Geschenk der Semiramis des Norden.

Als nun der graue Mann, seiner Gewohnheit nach, in der Morgenstunde zu der Rasenbank schlich, und von ungefähr einen Blick auf den Stamm der Eiche warf, siehe, da war seine alte Tafel weggenommen, an ihrer Stelle hieng eine neue, auf welcher er mit großem Erstaunen folgende Worte las:

Ne te vante point d' avoir en cet asyle
Rencontré le parfait bonheur,
Il n' est point retiré dans le fond d' un bocage,
Il est encore moins chez les rois,
Il est encore moins chez le sage,
De cette courte vie il n' est pas le partage,
Il y faut renoncer; mais on peut quelques fois
Embrasser au moins son image. *)

Er las zweymal, dreymal, und traute seinen Augen kaum. Peter brachte das Frühstück, sein Herr zeigte mit dem Finger auf die Tafel, Peter verstand ihn, und antwortete lächelnd: das Mädgen.

*) Wähne nicht in dieser Freystatt das Glück gefesselt zu haben. Es wohnt nicht in düstern Wäldern, weniger noch am Hofe; nicht einmal in der Brust des Waisen; es ward nicht das Erbtheil dieses kurzen Lebens; du mußt ihm entsagen — doch ist es dir vergönnt, dann und wann seinen Schatten zu umarmen.

Das Mädgen, wiederholte der graue Mann unwillkührlich und lächelte ohne Bitterkeit. Er setzte sich um zu lesen, aber er blätterte nur, und las nicht. Als Hannchen nach einiger Zeit unbefangen vorübergieng, um den Kühen ihren Morgenbesuch abzustatten, da konnte er nicht länger an sich halten. Mädgen! rief er. „Herr!“ antwortete Hannchen und drehte sich nach ihm um.

Wer bist du? — „eine unglückliche.“ — Kannst du nicht mehr sagen? — „Ver„schonen Sie mich —“ — gut, ich mag Unglückliche wohl um mich leiden. Willst du bey mir bleiben bis an meinen Tod? — „Herzlich gern.„ — Wie heissest du? — „Hannchen.“ — Geh nur. — Hannchen gieng.

So viel auf einmal hatte der graue Mann in vielen Jahren nicht gesprochen. Er erstaunte selbst darüber, und versank in tiefes Nachdenken, daß er sogar seinen Morgenspaziergang darüber vergaß. Was er eigentlich dachte? — lieber Leser, das hat er nicht einmal dem Eichbaum vertraut, und vielleicht wußte er es selbst nicht. Indessen änderte diese Erklärung weiter nichts in der Lebensweise des Einsiedlers und seiner Hausgenossen. Alles gieng nach wie vor seinen alten Gang, und außer der neuen Tafel am Stamme der Eiche, blieb jedes Ding an seinem alten Platze.

Doch nun entlaubte der Winter die Bäume des Waldes, bedeckte Hannchens Blumengarten

mit Schnee, und hielt den grauen Mann in seinem Zimmer gefangen. Der Mangel an Bewegung war vielleicht Schuld, daß heimlicher Gram und ewiges Brüten über verschlossenem Kummer, seinem Körper um diese Jahreszeit nachtheiliger wurden als sonst. Er fiel in eine schwere Krankheit.

Es ist eine schöne Bestimmung der Weiber, unsere süssesten Freuden zu schaffen; aber es ist eine schönere noch, uns in trüben Stunden zu erquicken. Hannchen wich nicht von seinem Lager. Die Kräuterkunde, vormals ein Spielwerk ihrer Jugend, kam ihr jetzt trefflich zu statten. Des Morgens bereitete sie ihm auflösenden Kräutertrank aus Graswurzel und Löwenzahn, drückte den Saft aus Barberitzen und mischte ihn unter sein Getränk; des Mittags kochte sie ihm leichte Fruchtsuppen; des Abends holte sie ein Buch aus seiner kleinen, aber gewählten Bibliothek, und las ihm vor bis er einschlummerte; dann warf sie sich unausgekleidet auf einen Sofa im Nebenzimmer, und wenn der Kranke sich nur rührte, war sie munter bey der Hand.

Durch ihre unermüdete Sorgfalt wurde er nach einigen Wochen wieder hergestellt. Zwar schien er noch immer, wie vor seiner Krankheit, tiefsinnig, verschlossen; aber sein Blick war nicht mehr so düster, so menschenfeindlich als vorher. Zwar schwieg er noch immer, aber das Schweigen wurde ihm sauer.

„Geh auf Hannchens Zimmer,“ sagte er eines Morgens zu Peter, „und lege diesen Beutel auf ihren Tisch.“ — Peter that, was ihm befohlen war. Hannchen fand den Beutel und errieth den Geber leicht.

„Geh auf des Herrn Zimmer,“ sagte sie zu Petern, „und lege diesen Beutel auf seinen „Tisch.“ — Peter gehorchte, und so wurde der Beutel noch dreymal hin und hergeschickt, ohne daß weiter eine Erklärung deshalb vorgefallen wäre Der graue Mann mußte sich endlich entschliessen, seinen Beutel wieder in die Tasche zu stecken. — Als er nun Abends am Fenster stand, mit dem Gesichte gegen die Scheiben gekehrt, und Hannchen hinter ihm im Zimmer aufräumte, fieng er, wider seine Gewohnheit, an, eine Melodie zu pfeifen. Plötzlich brach er ab, und sagte ohne den Kopf nach ihr umzudrehen, in hingeworfenen Tone: „du nimmst „kein Geld?“ —

Nein! antwortete Hannchen. — Der graue Mann fuhr fort zu pfeifen, trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe, und sprach weiter kein Wort.

Aber am andern Mittag, als Peter den Tisch zu decken kam, sagte sein Herr: „leg zwey „Couverte.“ — Peter horchte hoch auf, und blieb mitten in seiner Beschäftigung stehen, wie eine abgelaufene Uhr, bis ihm der graue Mann den ungewöhnlichen Befehl ernstlich wiederholte. Dann legte er schweigend zwey Couverte, und

dachte bey sich selbst: es wird wohl ein Gast kommen. Aber der Gast kam nicht, und das Essen wurde aufgetragen.

Rufe Hannchen. — Hannchen erschien. — Setze dich zu mir und iß. —

Hannchen fühlte das Zarte in diesem Benehmen. Sie setzte sich und wollte essen, aber es traten Thränen in ihr Auge, sie konnte nicht essen. Der graue Mann blickte verstohlen nach ihr herüber. Warum weinst du? sagte er. Hannchen sprang auf, und lief hinaus.

Das Mädgen ist gut! murmelte der Einsiedler; ein Lächeln schwamm um seine Lippen, und statt der vormaligen Bitterkeit war ein Tropfen Wehmuth in dem Lächeln.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Laube.

Als Gott das berühmte Wort aussprach: es werde Licht! da sandte er die Schönheit auf die Welt, und es ward Licht. — Wo ist ein Kerker so finster, ein Herz so bekümmert, daß nicht die Macht der Schönheit Licht und Trost in beyde brächte? —

Die Einsiedeley des grauen Mannes verlohr nach und nach von ihrem düstern Ansehn. Eine Gruppe hoher Tannen, an der Ostseite des Hau-

ſes, verſperrte der freundlichen Morgenſonne den Zugang. Das war ihm eben recht, denn er verſteckte ſich vor dem Sonnenſchein, und wohnte in einem Zimmer gegen Mitternacht, welches kaum in den längſten Sommertagen einen Lichtſtrahl auffieng. Hannchen verjagte ihn aus dieſem Zimmer, unter dem Vorwande einer nothwendigen Reparatur. Peter mußte auf ihr Geheiß in einer Nacht die alten Tannen umhauen, und als der graue Mann erwachte, ſchien ihm die Sonne gerade ins Bette.

Erſtaunt über dieſen Beſuch, klingelte er, Peter kam. Sein Herr zeigte mit dem Finger nach der Sonne. Peter lächelte ſchlau. „Die „Tannen ſind weg,“ ſagte er ſehr freundlich. — Wo ſind ſie geblieben? — „Ich habe ſie „umgehauen.“ — Wer hat dir das befohlen? — „Das Mädgen.“ Der graue Mann verſtummte vor dieſer Autorität, wie ein altgläubiger Franzoſe, dem man einen fremden Willen de par le roi ankündigt.

Ein paar hundert Schritte vom Hauſe lag ein Hügel mit dichtem Buſchwerk bewachſen. Als der Frühling begann, Blätter aus den Koſpen hervorzulocken, da ließ Hannchen, durch den allzeit dienſtfertigen Peter, den Gipfel des Hügels reinigen, und nur ſo viel Gebüſch darauf ſtehen, als nöthig war, eine Laube daraus zu flechten. Die Faulbaumblüte und der Hollunderſtrauch nickten herab auf eine Raſenbank. Ein kleiner Schlangenpfad wurde abwärts gebahnt, der graue Mann

zu einem Spaziergange eingeladen, und oben auf dem Hügel plötzlich durch eine freundliche Aussicht überrascht.

Er sagte nichts, aber als Hannchen sich einige Schritte entfernt hatte, um einen Strauß von Maybluumen zu pflücken, drehte er, mit einem fragenden Winke, den Kopf halb verstohlen nach Petern um. Peter nickte und zwinkerte mit den Augen. — Ein anderesmal kaufte Hannchen von einem Bauerjungen heimlich eine Nachtigall, ein Vogel, der sich sonst selten in diesem Theil des Waldes verirrte, wo nur Eulen wehklagten und Habbichte krächzten. Sie hieng den lieblichen Sänger Abends unter das Fenster von ihres Herrn Schlafgemach. Der Vogel begann sein Minnelied bald klagend, bald schmetternd. Der graue Mann erwachte aus dem ersten Schlummer, horchte, wunderte und freute sich ob des seltenen Besuchs, ja es schlüpfte ihm sogar der Wunsch, mögte es doch kein vorüberziehender Gast seyn! mögte er sich in meinem Garten ein Nest bauen.

Als er am andern Morgen das Fenster öffnete, wurde er gewahr, woher die Serenade gekommen war. Peter brachte das Frühstück, und schon hatte sein Herr den Finger aufgehoben, um, wie gewöhnlich, auf den Gegenstand zu deuten, dessen Daseyn ihn in Verwunderung setzte, aber er zog seinen Finger schnell zurück: die Frage ist unnöthig, dachte er, wer anders als das Mädgen —

Gedankenvoll setzte er sich an den Theetisch, schenkte ein, und rührte lange mit dem Löffel in der Tasse, als ob er den vergessenen Zucker würklich hineingethan hätte. — Hannchen! sagte er leise — Hannchen! wiederholte er bald darauf etwas lauter — Hannchen! rief er zum drittenmale mit einer Art von Heftigkeit.

Hannchen hörte in der benachbarten Küche ihren Namen nennen, und trat schnell herein. „Haben Sie gerufen?“

Der graue Mann in sichtbarer Verlegenheit. Ich? — nein — geh nur mein Kind — geh nur! — Hannchen gieng und freute sich, denn es war zum erstenmale, daß er sie mein Kind genannt hatte. Gerade dieser süsse Name war es, welchen zu erwerben, alle ihre Bemühungen abzweckten, und es gewann täglich mehr das Ansehen, als ob es ihr gelingen werde. Seit sie das Arztlohn so uneigennützig ausgeschlagen, speiste sie gewöhnlich mit ihrem Herrn an einem Tische. Ohne ihr Wissen sandte er einst den Knecht ins nächste Dorf, um eine Bauermagd ihr zur Gehülfin zu miethen. Er litt nicht, daß sie irgend eine grobe Arbeit mehr verrichtete. Des Abends nahm sie Theil an seiner Lektüre, und auch hier wußte sie mit guter Art seine bisherigen Lieblingsschriftsteller zu verdrängen. Zimmermanns Einsamkeit, Youngs Nachtgedanken und so weiter, mußten den Versuchen des Montaigne, und den Reisen des jungen Anacharsis Platz machen; ja zuweilen ließ er sich auch

wohl herab, den lustigen Streichen des Gilblas sein Ohr zu leyhen. Kurz, er glich nach Jahresfrist eben so wenig dem grauen Manne, von vormals, als ein entblätterter Rosenstock, den man im Frühjahr aus dem Keller holt, und an die Sonne stellt, sich nach vier Wochen mehr ähnlich sieht.

Er fühlte diese Verwandlung selbst, und sein Herz öffnete sich sanften Empfindungen. Wie lieb ihm Hannchen sey, und was am Ende aus diesem Umgange werden solle? darum hatte er sich zwar noch nie befragt, aber es bedurfte nur eines Zufalls, ihn über die eigentliche Natur seiner Gefühle zu belehren

Seit die Laube auf dem Gipfel des Hügels entstanden war, hatte er seinen vormaligen Lieblingsplatz, die Rasenbank unter der Eiche, sehr vernachlässigt. Er schlich oft und gern über die Wiese, und wand sich, durch den krummen Fußpfad, den Hügel hinauf, wo eine freye Aussicht ihm nicht mehr wie sonst lästig schien.

Als er sich eines Tages mit leisen Schritten der Laube näherte, glaubte er ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Er horchte — es kam ihm vor, als höre er jemand schluchzen, Er trat mit einer raschen Wendung in die Laube, und erblickte Hannchen in Thränen. Sie hatte eben an Wilhelm gedacht, ihm flossen die Thränen der Liebe und Sehnsucht. Sie sprang auf und suchte ein Lächeln zu erzwingen. Aber der graue Mann faßte sie scharf ins Auge. Hannchen, sprach er, du weinst? Sie konnte nicht gleich antworten. — Bist du noch unglücklich?

„Ach nein! ich bin so glücklich, als ich es „auf der Welt werden kann.“

Und doch Thränen? — „Sie flossen „der Vergangenheit.“

Vielleicht auch der Hoffnung einer bessern Zukunft?

„Ich hoffe nichts mehr, als die Fortdauer „Ihres Wohlwollens für mich.“ Eine lange Pause. Stotternd hub der graue Mann von neuem an: bist du verheyrathet?

„Nein.“ — Hast du einen Geliebten? — „Ich hatte einen!“ — Ist er tod? — „Da sey Gott für!“ — Untreu? — „gewiß nicht!“ — Wie könnte er auch! — und doch hast du der Hoffnung entsagt? — „Weil das Schicksal uns auf ewig „trennte!“ —

Wie so? — „weil — verzeihen Sie — „ich kann das nicht so ausdrücken — aber ich „darf ihn nie wiedersehen! ich will nicht!“ — Du willst nicht?

„So lange Gott mir noch Gefühl für Ehre „und Tugend läßt!“ —

Ist das dein Ernst? — „Ich würde „mich hassen, wenn ich anders denken, ich „würde mich verachten, wenn ich anders han„deln könnte.“ — Eine Pause. Der graue Mann ergriff Hannchen gerührt bey der Hand, zog sie nach sich auf die Rasenbank, und sagte mit sanfter Stimme: „gutes Kind, ich bitte um dein „Zutrauen, entdecke mir was dich quält.“

„Wenn Sie es erfahren, so werden Sie „mich aus dieser Einöde verstoßen, die meine „letzte Freystatt ist.“

„Ich würde mit dir das Glück meines Le„bens verstoßen,“ versetzte er rasch, und eine hohe Röthe stieg auf seine Wange, als schäme er sich des unwillkührlichen Geständnisses. „Rede „ohne Furcht,“ setzte er in einem ruhigen, bittenden Tone hinzu. „Vielleicht schien ich dir bis „jetzt unempfindlich? wir Holländer stehn in dem „Rufe, kalt zu seyn wie unsere Nebel. Aber „auch meine Leiden waren größtentheils Leiden „des Herzens! Rede, und fürchte nicht miß„verstanden zu werden.“

Hannchen gab nach, und erzählte — freylich, aus einer sehr natürlichen Schaamhaftigkeit, nicht ihre, sondern eigentlich Wilhelms Geschichte: wie er als ein armer Packträgers Sohn in ihr Haus gekommen; wie aus kindischer Zuneigung Liebe entsprungen; wie er, als Schulmeister, um ihre Hand geworben, und aus Kummer über seine fehlgeschlagenen Wünsche Soldat geworden; wie edel er sich für seinen Freund aufgeopfert; wie tapfer er gefochten und durch seinen Muth schnell emporgestiegen. Sie gab vor, es sey ihr unmöglich, des Jünglings Fortschritte auf der Bahn des Ruhms durch eine unbesonnene Heyrath zu hemmen. „Wir sind über„ein gekommen,“ sagte sie, „uns in Zukunft als „Bruder und Schwester zu betrachten, und nichts „auf der Welt ist fähig, mich von diesem Ent„schluß abwendig zu machen.“

Der graue Mann sah in dieser Erzählung noch nichts, was Hannchens Furcht, von ihm verstoßen zu werden, hätte rechtfertigen können. Er muthmaßte, es müsse noch ein anderes Geheimniß dahinter verborgen seyn, drang aber vergebens in das schüchterne Mädgen, ihm mehr zu entdecken. Seinem widerstrebenden Herzen zum Trotz, machte er sogar einige Versuche, sie von ihrer falschen Delicatesse zu überzeugen, bot ihr seinen Rath und Hülfe an, ein Bündniß zwischen ihr und Wilhelm zu knüpfen, aber alles umsonst! Sie beharrte standhaft, und bat ihn, wenn er sie schonen wolle, Wilhelms Namen in ihrer Gegenwart nicht mehr zu nennen. Er mußte es versprechen, und versprach es nicht ungern.

Beyde giengen nun schweigend nebeneinander nach Hause; beyde waren und blieben in Gedanken verlohren, und das Abendbrod wurde unberührt vom Tische getragen. Der graue Mann legte sich zu Bett, aber er schlief nicht, er hörte die Nachtigall nicht unter seinem Fenster, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Verschmähte Liebe.

Der folgende Tag verfloß still. Hannchen hatte ihre gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, aber in der Seele des grauen Mannes schien etwas zu brüten.

„Laß uns spazieren gehen, liebes Hannchen," sagte er gegen Abend. Sie giengen schweigend nach dem Hügel, und saßen, wie gestern, auf der Rasenbank, ehe sie noch ein Wort gewechselt hatten. Es erfolgte eine lange Pause. Hannchen sah verlegen hinaus ins Freye, und knickte an den Blättern, die üppig herüberwuchsen. Ihr untrügliches Mädgengefühl ließ sie dunkel ahnden, welche Scene ihr bevorstehe. Der graue Mann hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, aus seinem Herzen schien sich etwas hervorzuarbeiten. „Hann„chen!" hub er endlich an, „denkst du noch wie „gestern?" — Ich werde nie anders denken. — „Du entsagst deinem Wilhelm?"

Hannchen mit einem Seufzer: ich habe ihm entsagt auf ewig!

Der graue Mann mit bebender Stimme, indem er mit seinem Stocke Figuren in den Sand mahlte: willst du mich heyrathen?

Hannchen erschrack. Eine so rasche Wendung hatte sie nicht vermuthet. Sie sah ihren Nachbar mit großen starren Augen an, in welchen sich eine Art von Scheu mahlte, eine Empfindung, die ihr bisher bey seinem Anblick fremd gewesen.

„Du schenktest mir gestern dein Zutrauen," fuhr er sichtbar erleichtert fort, „und es ist billig, „daß ich Gleiches mit Gleichem vergelte. Hier „hast du meine Geschichte in wenig Worten. — Ich bin ein Holländer und heiße van Shipper. „Mein Vater war ein reicher Kaufmann, der das „Geld über alles liebte. Meine wenige Bildung „verdanke ich dem Aufenthalt in fremden Ländern, „und guten Büchern."

„Als ich zurückkam, hatte ich das Unglück „mich in ein hübsches Mädgen zu verlieben. Ich „wollte sie heyrathen und durfte nicht. Die Drohung mich zu enterben, war Oel in die Flamme. „Ich wollte sie entführen, ihr mein sogenanntes „zeitliches Glück aufopfern — ehe es aber so „weit kam, brachte ein deutscher Geck die Pest „der Empfindeley in ihr Haus, und sie wurde mir „untreu."

„Jetzt vertauscht' ich die Liebe zu Weibern „gegen die Liebe zum Vaterlande. Ich war Patriot und wurde verbannt. Ein gewisser Fagel, den ich einst beym Baden vom Ertrinken

„gerettet hatte, ward mein heftigster Verfolger. „Ich würde den nichtswürdigen Menschen vergessen haben, wenn mich der Name meines Kettenhunds nicht täglich an ihn erinnerte. Man „setzte einen Preiß auf meine Verhaftnehmung. „Mein Vater war gestorben. Ich wagte mich „heimlich nach Amsterdam, und lebte einige Wochen verborgen im Hause meiner Mutter. Dort „traf ich Anstalten, meine Reichthümer aus dem „Lande zu schicken. Mit der größeren Hälfte war „es mir bereits gelungen, als ich erfuhr, daß „meine eigne Mutter mich verrathen hatte. Partheysucht und Fanatismus spotten der Natur. — „Man war im Begriff mich aufzuheben, ich floh, „und vertraute die andere Hälfte meines Vermögens meinem einzigen Bruder, der mich darum „betrogen hat. — So zerriß das Schicksal die „Bande der Liebe, Freundschaft und Natur. Ich „blieb allein in der Welt, und streckte meine Arme „vergebens in die Luft, um ein gleich gestimmtes „Wesen an mein Herz zu drücken. Da zog ich mich „zurück in diese Einöde, von einem einzigen Menschen begleitet, dessen Dummheit mir für seine „Ehrlichkeit bürgt."

„Was ich an zeitlichen Gütern gerettet habe, „ist noch immer weit mehr als ich brauche, aber „weniger als mein Herz bedarf. Seit ich dich „kenne, ist die Vergangenheit ein Traum und die „Zukunft lächelt wieder. Ich kann nicht mehr leben ohne dich! — Mit acht und dreissig Jahren „und einer rauhen Gemüthsart, darf ich freylich

„keinen Anspruch auf deine Liebe machen; aber
„wenn es dir Ernst ist, dein Leben in dieser stil-
„len Einsamkeit zu beschließen, warum nicht als
„meine Gattin? meine eng verbundene Freun-
„din? — Du hast den Glauben an die Mensch-
„heit in meine Brust zurückgeführt; willst du mir
„Glück und Ruhe schenken, so sprich ein freundli-
„ches Ja!“

„Du schweigst? — du zitterst? — errathe
„ich deine Gedanken? — man liebt nur ein-
„mal! — Nein gutes Mädgen! du irrst. Ver-
„such' es nur einen Menschen glücklich zu machen,
„und dein Geschöpf wird dir lieb werden. —
„Wohlan! schlag ein in die Hand eines ehrlichen
„Mannes! laß mich die Stunde segnen, wo der
„Zufall dich in diesen Wald führte! —“

Hannchen, zitternd und glühend, hörte seine Erzählung nur halb, und von der letzten Apostrophe gar nichts. Schon hundertmal hatte sie heimlich verwünscht, daß sie tagesvorher nicht aufrichtiger gewesen; daß sie ihm nicht lieber alles entdeckt, auf die Gefahr, noch einmal in die weite Welt gestoßen zu werden. Zwar gefiel ihr der graue Mann, aber es war nicht die rechte Gattung des Gefallens, die gleichsam ein Esauisches Linsengericht ist, wer es erhascht, läuft mit der ersten Liebe davon. Hätte sie aber auch würklich für ihn gefühlt, was er nur für sie und sie nur für Wilhelm empfand, so war sie doch unfähig, ihm eine Unschuld zu heucheln, die nur in ihrer Seele wohnte. Sie öffnete den Mund um

ein Bekenntniß abzulegen, die Zunge versagte ihr den Dienst, die Schaam verschloß ihre Lippen.

Der graue Mann sah ihr forschend ins Gesicht, er las Verwirrung und Bangigkeit, aber keinen Widerwillen; diese Beobachtung gab ihm Muth, und er wurde immer dringender. Stotternd bat endlich Hannchen um die Erlaubniß, ihm schriflich antworten zu dürfen. Wann? rief er hastig. Morgen, sagte das Mädgen und floh. Er wollte ihr nacheilen — sie wandte sich: „um „Gottes willen lassen Sie mich allein!“ — Er trat zurück. Sie verlohr sich im Walde, wo sie bis zur Abenddämmerung herum irrte, und mit sich selbst zu Rathe gieng, wie sie ihr Geständniß einkleiden solle. Die Liebe des grauen Mannes schmeichelte ihr, der Verlust derselben war unvermeidlich und schmerzhaft; aber auch seine Achtung einbüßen — der Gedanke unerträglich! — „Doch „es muß so seyn! lieber dulden was ich selbst „verschuldet! lieber in den Stand einer verach-„teten Magd zurück sinken! als einen Biedermann, „meinen Wohlthäter täuschen.“

Mit diesem Resultate ihres Selbstgesprächs kam sie zurück in die Einsiedeley. Sie ließ sich nicht in dem Zimmer des Herrn van Shipper sehen, den sie mit großen Schritten auf und nieder gehen hörte; sie besorgte in Eil die Küche, und verschloß sich dann in ihr Stübgen.

Peter deckte den Tisch und legte nur ein Couvert. Sein Herr deutete mit dem Finger darauf, und fragte: warum? — „Das Mädgen will

„nicht essen.“ — Wo ist sie? — „Sie hat sich eingesperrt.“ — Was macht sie? — „Ich „weiß nicht.“ — Wie sieht sie aus? — „Sie hat geweint.“ — Der graue Mann verdoppelte seine hastigen Schritte. Peter setzte die Schüsseln auf den Tisch, nahm, mit dem Teller unter dem Arm, seinen Platz hinter dem Stuhle, und räusperte sich verschiedenemale, um seinen Herrn auf das wartende Abendbrod aufmerksam zu machen. Als er nach einer Viertelstunde sah, daß weder Räuspern noch Husten helfen wollte, nahm er sich endlich die Freyheit zu sagen: „das „Essen wird kalt.“ Aber auch diese Ermahnung mußte er dreymal wiederholen, ehe ihm van Shipper aufahrend antwortete: ich will nicht essen! — Schon neun Jahre hatte Peter mit seinem Herrn in dieser Einöde gelebt, und noch nie war er von ihm angefahren worden. Was Wunder daß die erste Unfreundlichkeit einen heftigen Eindruck auf den dummen, gutherzigen Menschen machte. Er fieng an zu weinen. „Lieber „Herr!“ sagte er schluchzend, „was kann ich da„für daß sie nicht essen wollen?“ —

Van Shipper kam zu sich. „Geh,“ sagte er mit sanfter Stimme, indem er ihm auf die Achsel klopfte, „geh lieber Peter! zürne nicht auf „mich, ich bin krank.“ Peter trug seine sieben Sachen in die Küche, und auch ihm war der Appetit vergangen.

Der graue Mann trieb das Auf- und Niederwandeln noch ein paar Stunden so fort. Er wurde

endlich so müde, daß ihm die Kniee zitterten, aber es war ihm unmöglich, sich zu setzen, oder auf das Bett zu legen. Er brannte vor Begierde, zu wissen, ob Hannchen schlafe? — Leise schlich er auf den Hof, von da er leicht einen Blick in ihre niedrigen Fenster werfen konnte. Es war Licht im Zimmer. Er näherte sich auf den Fußspitzen dem Fenster, und fand die Vorhänge halb geöffnet. Er sah Hannchen schreibend am Tische sitzen; sie legte oft die Feder nieder, um sich die Augen zu trocknen. Dieses Bild begleitete ihn zurück in sein Schlafzimmer, und war eben nicht fähig ihm eine ruhigere Nacht zu verschaffen.

Die Morgensonne fand Hannchen noch am Schreibtisch. Jetzt hatte sie vollendet, überlas was sie geschrieben, versiegelte es mit bebender Hand, und rief: Peter! — Der graue Mann fuhr zusammen, als er ihre Stimme hörte. Lauschend hielt er den Athem an sich. Horch! jetzt öffnet Peter Hannchens Stubenthür — jetzt kommt er zurück — und mit jedem näher tönenden Fußtritt verdoppeln sich die Herzensschläge des ängstlich Harrenden. Die Thür geht auf, er erblickt einen Brief in Peters Händen, und der letzte Tropfen Blut flieht von seiner Wange. Zitternd erbrach er das Siegel, es flirrte ihm vor den Augen.

Hannchen gieng, nachdem sie diesen Berg von ihrer Brust gewälzt, mit leichterem Herzen an ihre Küchengeschäfte. Sie ließ Feuer auf dem Heerde machen, half der Magd grüne Erbsen

aus den Schoten sammeln, und horchte dazwischen mit beklommener Brust, so oft sich etwas im Nebenzimmer regte.

Nach einer Stunde ungefähr öffnete sich die Thür. Van Shipper trat in die Küche mit Hannchens Briefe in der Hand. Das glühende Mädgen wagte nicht aufzublicken; die Erbsen rollten zwischen ihren bebenden Fingern, und Perlen rollten aus ihren Augen zwischen die Erbsen. — „Hannchen," sagte der graue Mann, „so vertilge ich das Andenken an dieses Bekenntniß." Er warf den Brief ins Feuer.

Hannchen schluchzte. Van Shipper gab der Magd einen Wink sich zu entfernen. „Sieh mich an liebes Mädgen," sagte er, und ergriff ihre zitternde Hand. Sie blickte mit nassen Augen schüchtern auf. — „Ich kenne nun jede Falte deines Herzens. Der Ausdruck ist unpassend, dein Herz hat keine Falten. Vergiß, was du gelitten, vergieb dem Räuber deiner Unschuld, ich habe ihm vergeben. Was kümmerts mich, daß deine Tugend einst in Fallstricke fiel; du bist gerettet und dein Herz blieb unverdorben. Ich habe boshafte Weiber gekannt, denen Neid und Galle im Herzen kochte, die aber mit gerümpfter Nase auf eine arme gefallene Schwester blickten, weil sie das armselige Ding nicht mehr besaß, was sie allein mit dem Namen Tugend stempeln; Weiber, denen Verleumdung, Zungendreschen und Undankbarkeit, Rechte auf erledigte Furienplätze in der Hölle gaben, die es aber Gott sehr übel

„nehmen würden, wenn er sie nicht auf Lehn„stühle zu seiner Rechten setzte, weil sie ein Klei„nod verwahrten, wornach niemand strebte. Be„ruhige dich, gutes Hannchen, der Brief ist ver„brannt, und mit ihm jedes Andenken an die Ver„gangenheit vertilgt. Nie soll ein Wort, oder „nur die entfernteste Anspielung dich wieder daran „erinnern. Noch einmal biete ich dir Herz und „Hand — Du schweigst? — Darf ich Petern „ins nächste Dorf zum Prediger senden?“ —

Ach! das arme Hannchen war in einer fürchterlichen Lage. Auf einer Seite ihr Wohlthäter, ein Biedermann voll der edelsten Liebe, der ihren Fehltritt großmüthig übersah, der ihr Ruhe und Ueberfluß anbot — auf der andern Wilhelm! — ja sie hatte ihm entsagt, aber war es ihre Schuld, daß noch immer ein Funke der Hoffnung irgendwo glimmte, den sie nicht auszulöschen vermogte? Konnte sie in dieser Lage einem andern Manne ihre Hand reichen? — und wenn nun Wilhelm plötzlich erschien, treu und liebevoll wie immer, ach! würde sie dann nicht unaussprechlich elend seyn? und auch ihren biedern Gatten elend machen? — Nein! sie konnte das Wort nicht aussprechen, das sie auf ewig von Wilhelm trennen mußte. Es kostete ihr Millionen Thränen, und einen langen Kampf zwischen Liebe und Dankbarkeit, aber die Liebe siegte, und sie sprach ein unwiederrufliches Nein!

Der graue Mann war zu edel um weiter in sie zu dringen, kein Vorwurf entwischte seinen

Lippen, er schwieg und verschloß seinen Kummer in sein Herz. An die Stelle seines vormaligen mürrischen Wesens, trat jetzt eine tiefe Schwermuth. Er sprach weniger als jemals, hörte nicht wenn man ihn anredete, irrte den ganzen Tag im Walde herum, und wälzte sich die Nächte schlaflos auf seinem Lager. Kaum nahm er so viel Nahrung zu sich, als er bedurfte, sein Leben zu fristen Hannchen sah, wie ein heimlicher Gram ihn verzehrte, seine Wange wurde immer blässer, sein Auge immer holer — ihr Herz blutete.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Wittwe.

Leiden der Seele haben das mit den Leiden des Körpers gemein, daß sie gleichgültig gegen das Leben machen. Der graue Mann fühlte selbst am besten, wie seine Kräfte täglich abnahmen, und sein Zustand ihn baldige Ruhe hoffen ließ. Noch eines lag ihm auf dem Herzen, und er eilte, sein letztes Geschäft mit der Welt abzuthun.

Eines Morgens verlohr er sich, wie gewöhnlich, im Walde, kam aber nicht, wie gewöhnlich, des Mittags zurück. Hannchen wurde unruhig;

es ward Abend und er kam noch nicht; sie harrte die ganze Nacht — er blieb aus.

Peter heulte, und Hannchen wußte sich vor Angst nirgends zu lassen. Sie durchstrich den Wald im Umkreis von einer Stunde, rief und kreischte wohl tausendmal den Namen des grauen Mannes, aber immer vergebens! — Ganz erschöpft kehrte sie gegen Mittag zurück, sie hoffte, er werde sich unterdessen eingefunden haben, ihre Hoffnung täuschte sie abermals. Jetzt fühlte sie, daß der graue Mann ihr lieber war, als sie geglaubt hatte. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe über ihre Undankbarkeit, Peters Geheul brachte sie zur Verzweiflung. Sie rannte gegen Abend noch einmal fort, durchkroch mit Weinen und Kreischen das finsterste Gebüsch, und zitterte jeden Augenblick, den entseelten Leichnam ihres Wohlthäters zu finden. — Sie fand ihn nicht! — Fast ohnmächtig warf sie sich unter einen Baum, rang die Hände, und überließ sich dem Ausbruch des heftigsten Schmerzes.

„Was fehlt dir Hannchen?“ hörte sie plötzlich die wohlbekannte Stimme neben sich, sie blickte hastig auf, der graue Mann stand vor ihr. „Gott „sey gelobt!“ rief sie mit gefaltenen Händen, und ein Thränenstrom begleitete ihre Worte. Sie richtete sich auf ihre Kniee, und umklammerte seine Füße. „Gott sey gelobt! Sie leben!“

„Gutes Kind, hast du daran gezweifelt?“

„Ach! ich bin in Todesangst gewesen!“

„Das thut mir leid. Ich wußte nicht, daß „du so warmen Antheil an meinem Leben nähmest. „Ich danke dir dafür. Es ist ein herzstärkender „Tropfen in den Becher meiner Leiden! — Sey „ruhig, steh auf, es wird Abend, laß uns heim„gehn."

Hannchen stand auf und wankte an seinem Arme dahin. Gern hätte sie gefragt, warum er so heimlich fortgeschlichen? wo und wie er diese zwey Tage zugebracht? aber da er selbst kein Wort darüber fallen ließ, so wagte sie es nicht.

Peter kam seinem guten Herrn mit rothen, verschwollenen Augen entgegen, küßte ihm schluchzend die Hand, und sang des Abends in seiner Kammer mit heller Stimme: nun danket alle Gott!

Einige Tage nach dieser Begebenheit wurde der graue Mann krank. Er selbst wollte zwar nichts davon wissen, sondern behauptete immer fort, er befinde sich sehr wohl; aber woher die ungewöhnliche Purpurröthe auf seiner Wange? das brennende Auge, die dürre Lippe? woher der Mangel an Eßlust und Schlaf, der unwillkührliche Schauder, der ihm durch alle Glieder bebte? — Armer grauer Mann! du suchst umsonst es zu verheelen, daß ein heftiges Fieber in deinem Körper wütet.

Das bestürzte Hannchen wollte abermals ihm ihre Hülfe aufdringen, ihm, der mit Vergnügen sich am Ziele seines Dornenpfades sah. Jeden Morgen bereitete sie mit Liebevoller Sorgfalt, und

kindlicher Angst die Arzeneyen, die van Shipper zwar freundlich hinnahm, freundlich dafür dankte; aber sie dann auf den Tisch setzte und unangerührt stehen ließ. Vergebens bat der treuherzige Peter, ihn zum Arzt ins nächste Städtchen zu senden. „Ihr seyd wunderlich Kinder“ — eine Antwort, die er oft mit klappernden Zähnen gab — „ich „bin ganz gesund.“ Dabey war er nie heiterer, nie gesprächiger gewesen als jetzt; er scherzte sogar zuweilen. Das gieng Hannchen durchs Herz. Bittere Klagen würden sie weniger gerührt haben, als die stille Sorgfalt, mit der er alle seine Leiden zu verbergen strebte.

Er trieb das so lange, bis endlich die stärkere Natur seinen Willen unterwarf. Er sank aufs Bett. Die gewaltsame Anstrengung aller seiner Kräfte ließ plötzlich nach, seine Krankheit schien in wenig Stunden so sehr verschlimmert, daß Hannchen für sein Leben zitterte. Sie stand vor seinem Bette, und hatte eine seiner brennenden Hände gefaßt; große Thränentropfen hiengen an ihrer Augenwimper; sie zählte ängstlich die eilenden Pulsschläge; des Kranken kurzer Athem beklemmte auch ihre Brust; Fieberhitze röthete seine Augen, Thränen die ihrigen.

Ihr dankbares Herz war tief erschüttert. Ohne recht zu wissen, was sie that, heftete sie plötzlich ihre Lippen auf seine heiße Hand. Er machte eine Bewegung es zu verhindern. „Was thust „du?“ sprach er leise, „mach mir den Tod nicht „schwer.“

„Mein Wohlthäter!“ rief Hannchen außer sich, „nein! Sie sollen nicht sterben! ich wäre „das undankbarste Geschöpf, wenn ich diesen Anblick ertragen könnte.“ — Sie kniete an seinem Bette — „mein Wohlthäter!“ sprach sie im höchsten Enthusiasmus, „kann der Gedanke Sie aufrichten, in Zukunft eine treue, zärtliche Gattin „um sich zu sehen, so leben Sie! — ich bin die „Ihrige! — “

Den Kranken erschütterten diese Worte. Er schwieg lange. — Endlich drückte er ihr sanft die Hand, und uneingedenk seiner körperlichen Schwäche, sprach er mit Lebhaftigkeit; „gutes Mädgen! „ich begreife was in dir vorgeht. Edle Gefühle „pressen dir Worte aus, die dein Herz mißbilligt. „Der Anblick meiner Leiden scheint dir ein Vorwurf, du willst deine eigene Ruhe opfern, um „diesen Vorwurf von dir abzuwälzen. Aus einer „solchen Stimmung sollte ich keinen Vortheil ziehen, „auch würde ich es warlich nicht, wenn nicht „mein Gefühl mir sagte, daß — daß du nichts „dabey wagst. Im Gegentheil bestimmt mich die „Hoffnung, das Glück deiner Zukunft fester zu „gründen, dein Mitleid nicht unfruchtbar bleiben „zu lassen. — Ja ich will sterben als „dein Gemahl! — Steh auf, liebes Hannchen, und eile, wenn es dir Ernst ist, eile den „nächsten Dorfpfarrer hieher zu entbieten. Kann „er gleich unsere Herzen nicht vereinigen, so soll „er doch unsere Hände in einander legen. Du „wirst meinen Namen tragen, so lange, bis du

„ihn einst mit Zustimmung deines Herzens ver„tauschest. Und auch dann noch — nicht wahr „gutes Hannchen? — auch dann wirst du den „Unglücklichen nie ganz vergessen, der es so ehr„lich mit dir meynte. —“

Hannchen konnte nicht reden. Sie wankte schluchzend hinaus, und sandte Petern ins nächste Dorf. Der Prediger kam gegen Mittag. Hannchen war mehr tod als lebendig. Der graue Mann schien auf einen Augenblick neue Kräfte zu gewinnen. Er richtete sich im Bette in die Höhe; die Hand der Braut bebte, die seinige nicht; ihr Ja entschlüpfte kaum hörbar den Lippen, das seinige war fest und männlich. Der Priester sprach den Segen, die Neuvermählte stürzte hinaus, und lag Stundenlang bewußtlos auf dem Boden ihres Zimmers.

Der Kranke hatte während dieser Zeit eine lange, geheime Unterredung mit dem Prediger. Als Hannchen sich ein wenig erholt, und ihre Thränen getrocknet hatte, trat sie in möglichster Fassung wieder in sein Zimmer und fand ihn schwächer als am Morgen. Mit geschäftiger Besorglichkeit kramte sie nun abermals alle ihre Arzeneyen hervor. „Sie „haben mir ein theures Recht auf ihr Leben einge„räumt,“ sprach sie, „werden Sie auch jetzt noch „die Hand zurückstoßen, die Ihnen zugehört, und „so gern Hülfe leisten mögte?

„Bewahre der Himmel!“ sagte der Kranke lächelnd, „am Hochzeittage darf man der Braut „nichts abschlagen. Gieb, liebes Weibgen, gieb

„was dir gut dünkt, ich bin bereit alles zu ver„schlucken.“

Er hielt Wort, und nahm willig einen Löffel voll nach dem andern, ob man es ihm gleich wohl ansah, daß er es nur aus Gefälligkeit that, und keine Hülfe mehr erwartete. Gegen die Nacht wurde er zusehends schwächer. Hannchen und der Prediger saßen an seinem Bette. Der letztere sprach ihm Trost aus Religionsgründen zu, Hannchen hatte nur Thränen. Diese Thränen vergalt der Kranke durch einen Händedruck. Dem Prediger antwortete er: „ich war immer ein ehrlicher „Mann, Gott wird es wohl mit mir machen.“

Um Mitternacht wurde sein Athem immer kürzer — zuweilen blieb er ganz aus — in stummer Angst hieng seiner Gattin Blick an dem verzogenen Gesichte. — Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn — ihre bebende Hand wollte ihn trocknen — plötzlich ergriff er diese Hand mit einer Art von Zuckung, und legte sie auf seine Augen — er röchelte — ein Seufzer noch — er war nicht mehr! —

Hannchens Schmerz war Grenzenlos. Wäre Wilhelm in ihren Armen gestorben, sie hätte sich nicht aufrichtiger betrüben können. Sie lag in Krämpfen über dem Leichnam. Das Haus ertönte von Peters Geheul.

Doux noeuds de la reconnoiſſance!
C'eſt par vous que dès l'enfance
Le Coeur à jamais fut lié;
La voix du ſang, de la nature,

N'est rien qu'un languissant murmure,
Près de la voix de l'amitié. *)

Vergebens sprach der gute Prediger ihr Trost zu. Sie hörte nicht was er sagte, bis er ihr den letzten Wunsch des Verstorbenen ankündigte, diese Einöde sogleich zu verlassen, und in des Predigers Wohnung so lange zu verweilen, bis der erste Schmerz vorüber, und ihre Geschäfte geordnet seyn würden. Halb mit Gewalt mußte er sie von dem Leichnam wegreißen, in dumpfer Betäubung setzte sie sich zu ihm in den Wagen, und ließ sich führen wohin er wollte.

Er übergab sie der Aufsicht seiner Frau, einer gutherzigen Matrone, und kehrte andern Tages zurück, um das Begräbniß zu veranstalten. Erst viele Wochen nachher bekam Hannchen wieder Sinn für das was sie angieng, nicht einmal an Wilhelm hatte sie während dieser Zeit gedacht, Jetzt erfuhr sie, wozu van Shipper die zwey Tage seiner Abwesenheit benutzt hatte, in welchen sie so viele Angst um ihn ausgestanden. Er war in der nächsten Stadt bey einem Notarius gewesen, wo er seinen letzten Willen förmlich hatte niederschreiben lassen. Hannchen wurde durch denselben zur Erbin eines Vermögens von dreyssig tausend Ducaten ernannt, unter der einzigen Bedingung, den braven Peter bis an seinen Tod zu füttern, und

---

*) Süsses Band der Dankbarkeit! du fesselst schon Kinderherzen! was ist das leise Geflüster der Natur, gegen die männliche Stimme der Freundschaft!

ihm das Leben, nach seiner Art, angenehm zu machen.

Hannchen weinte heiße Zähren. Dieser uneigennützige Beweiß hoffnungsloser Liebe, zu einer Zeit, wo sie noch nicht den Namen seiner Gattin trug, zermalmte ihr Herz aufs neue. „Wo „ist Peter?“ fragte sie hastig. Peter erschien sogleich, denn auch er war, seit dem Begräbniß seines guten Herrn, immer im Hause des Predigers gewesen, und hatte sich nur verborgen halten müssen, um Hannchens Wunden durch seinen Anblick nicht wieder aufzureißen.

Hannchen reichte ihm schluchzend die Hand, die er schluchzend küßte. „Wir werden uns nie „trennen, guter Peter!“ wimmerte sie, „ich „will für dich sorgen, wie für meinen Bruder.“

„Ach!“ sagte der ehrliche Kerl, „Sie sind „brav — ich kenne Sie — aber mein guter „Herr! — er wird mir doch nie aus den Ge„danken kommen!“ —

Noch einige Monate verweilte Hannchen bey der Familie des wackern Predigers, und gern hätte sie ihre Wohnung für immer dort aufgeschlagen, aber sie sah wohl ein, daß sein Haus zu klein sey, sie länger zu beherbergen. Sie mußte daher auf einen Zufluchtsort denken. Der Krieg, der noch immer jene Gegenden verheerte, machte einen ländlichen Aufenthalt, besonders für ein Frauenzimmer, unsicher. Sie beschloß daher — nachdem sie des Predigers Freundschaft belohnt hatte, so viel sich dergleichen durch Geschenke be-

lohnen läßt — mit ihrer Erbschaft in eine nahe Festung zu ziehen. Dort kaufte sie ein Haus, und lebte eingezogen, doch auf einem anständigen Fuße, unter dem Namen der Wittwe van Schipper.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der Sturm.

Länger als ein Jahr hatte sie nun von Wilhelm gar keine Nachricht einziehen können. Zwar hielt der graue Mann die Hamburger Zeitungen, und Hannchen ermangelte nicht, nach jeder gelieferten Schlacht, die Namen der Verwundeten und Gebliebenen ängstlich zu durchlaufen; glücklicherweise fand sich Wilhelms Name nie darunter; ihr Gebet schien ihn unverwundbar gemacht zu haben. Aber auch unter denen, welche sich besonders hervorgethan, suchte sie diesen lieben Namen immer vergebens, und verwünschte oft heimlich seinen Unstern, der ihm vermuthlich keine Gelegenheit dargeboten, sich auszuzeichnen.

Jetzt, als eine junge, reiche, unabhängige Wittwe, fuhr es ihr täglich mehr als hundertmal durch den Sinn: „wo ist Wilhelm? — liebt er

mich noch? —“ Auf die letztere Frage antwortete ihr Herz immer richtig Ja, aber die erstere konnte ihr so leicht niemand beantworten, denn noch immer wütete die Flamme des Krieges, und das Land ihres Aufenthalts war für Wilhelm ein feindliches Land.

Wenn sie nur irgend einen Vertrauten hätte, den sie schicken könnte — nicht etwa um alte, längst vergessene Verhältnisse wieder anzuspinnen — Gott bewahre! so etwas gesteht das Herz der Junge nie — nein, nur um zu wissen, ob er lebt? die Schwester darf sich doch ohne Scheu nach dem Leben des Bruders erkundigen? — und wer weiß wie es ihm geht? ob nicht Armuth ihn hindert, emporzusteigen? — Sie ist noch tief in seiner Schuld. Er darbte sich einst den Bissen vom Munde, um ihr die Hälfte seiner Gage schicken zu können. Es waren freylich nur wenige Thaler, aber das Herz rechnet nicht nach Thalern, und kurz, es war die Hälfte! — muß sie nicht jetzt ihr Vermögen mit ihm theilen? — O gern! gern! wenn sie ihn nur zu finden wüßte? wenn sie nur einen klugen, treuen, verschwiegenen Menschen wüßte, den sie nach ihm aussenden könnte. — Da ist freylich Peter — er ist treu und verschwiegen, aber klug? — ja allenfalls könnte man von ihm sagen: klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; die Schlangen sind aber nur in der Bibel klug. Indessen — was bedarfs denn aber auch für besondere Klugheit, einen Menschen auszufragen,

der so und so heißt? — Als reisender Kaufmann die Gegenden durchstreichen; wo die feindliche Armee steht; von einem Regiment zum andern den Namen eines Officiers ausforschen, bis man endlich seinen Mann gefunden; ihm dann mit zwey Worten zu sagen: „Schwester Hannchen läßt grüs„sen, sie wohnt jetzt in R** —“ das ist die ganze Kunst, und der mögte Peter wohl gewachsen seyn. — Freylich wird er oft eine Meile laufen, wo ein anderer kaum zehn Schritte thäte; er wird den Namen der Wittwe van Shipper oft dem Spötteln der jungen Fähndrichs und Lieutenants aussetzen; aber was ists nun mehr? wer kennt die Wittwe van Shipper? wer weiß um ihre Verhältnisse mit Wilhelm? — Es sey gewagt! —

Peter erhält ein paar hundert Ducaten Reisegeld, muß seine Lection auswendig lernen, und begiebt sich mit der Versicherung auf den Weg: „er wolle den jungen Herrn wohl finden, und „wenn er ihm auch bis zu den Moscowitern nach„laufen sollte.“

Schon seit zwey Monaten ist er abgereist, Hannchen zählt die Minuten bis zu seiner Zurückkunft; sie zieht sich während seiner Abwesenheit noch mehr von der Welt zurück, und lebt allein für die frohe Hoffnung, ihren Wilhelm gesund und treu wieder zu finden. — Gesund? — das mag hingehn — aber warum auch treu? — hatte sie ihm nicht entsagt? — und wenn er nun vielleicht während ihrer Trennung, ein schönes, gutes, reiches Mädgen gefunden, sein Schicksal

an das ihrige gekettet hatte; mußte Hannchen es ihm nicht Dank wissen, daß er der Schwäche ihres Herzens zu Hülfe gekommen? daß er sie auf immer vor einem Rückfall sicher gestellt hatte? — Sie glaubte vormals seiner unwerth zu seyn, hatte sich denn nun in ihrer Lage etwas geändert? — der Reichthum konnte ihr doch den verlohrnen Ruf nicht wieder geben.

Nun ja! ja! sie verstand ja auch nur unter dem Worte treu die brüderliche Treue; auf diese Anspruch zu machen, blieb ihr doch wohl vergönnt?

Genug! wir wollen über ihre Empfindungen nicht mit ihr rechten, sondern kühn voraussetzen, daß keine Leserin den ersten Stein auf sie werfen würde.

Schon zwey Monat hatte sie vergebens geharrt. Der Kriegsschauplatz rückte immer näher, und bald mußte sie fürs erste der Hoffnung ganz entsagen, ihren Boten heimkehren zu sehen; denn die Festung N** wurde plötzlich berannt, und gleich darauf förmlich belagert; folglich durfte kein lebendiges Wesen weder zum Thore hinausgehn noch hereinkommen. Spione mogten sich allenfalls durchschleichen, aber zum Spion war der ehrliche Peter verdorben.

Die Bürger der Stadt N** bezeugten wenig Lust, ihre Häuser von feindlichen Bomben durchwühlen zu lassen; sie überreichten dem Kommendanten eine Vorstellung nach der andern, mit der Bitte, die Festung zu übergeben. Aber der

wackere General kannte seine Pflicht, und als er des Ueberlaufens endlich müde wurde, schwur er, den Ersten, der noch einmal von Uebergabe sprechen würde, auf dem Walle an einen Baum knüpfen zu lassen. Diese Drohung würkte, die Bürger verstummten und ertrugen Mangel und Angst mit heimlichem Murren.

Die Werke der Belagerer rückten immer näher. Was die Belagerten mühsam in einer Woche zerstörten, wuchs oft in einer Nacht wieder in die Höhe. Man fieng an, den Donner des Geschützes eben so gewohnt zu werden, als das Glockengeläute am Sonntage. Noch hatte der Feind den Festungswerken wenig Schaden zugefügt; noch war eben keine Hungersnoth zu befürchten; indessen ließ er mehr als einmal die Besatzung auffordern. Ein Officier, der einst in ähnlicher Absicht, von einem Trompeter begleitet, an das Thor kam, wurde mit verbundenen Augen zum Commendanten geführt.

Hannchen wohnte gerade in einer Straße, wo er vorbey mußte, sie hörte einen Auflauf, sie trat an's Fenster — ha! unter tausenden hätte sie Wilhelmen erkannt! — Zwar bedeckte das weisse Tuch ihm die Augen und einen Theil der Nase, aber sein Mund, Haar, Gang, Wuchs — er war es! o sie hätte ihn unter Tausenden erkannt! — Sie schrie laut auf, und streckte beyde Arme zum Fenster heraus. Glücklicherweise verschlang das Volksgetümmel ihr Gekreisch, und, da aller Augen nur auf den Fremden

geheftet waren, so blieb auch ihre sonderbare Bewegung unbemerkt.

Mit bangem Herzklopfen erwartete sie seine Zurückkunft, um sich ganz zu überzeugen. Eine halbe Stunde kroch vorüber; Hannchen gieng mit schnellen Schritten auf und nieder, und immer zog eine magische Gewalt sie wieder an's Fenster. Endlich kam er. — O ja er war es! schon von ferne war sie dessen gewiß! — da führen die Unmenschen ihn vorüber — er ist ihr so nahe, — jede Muskel bebt ihm entgegen — ach! sie darf ihn nicht rufen — ach! sie kann ihn nicht zurückhalten — er verschwindet aus ihren Augen, und sie sinkt betäubt auf den Sofa.

Als sie ihre Besinnung wieder fand, erinnerte sie sich, ein Kreuz in seinem Knopfloch erblickt zu haben. „Edler Wilhelm!“ rief sie, „du „hast dich brav gehalten! pfuy der lügenhaften „Zeitungen, die mir deine Thaten verschwie„gen!“ — Dieß Kreutz schmeichelte Hannchens Eitelkeit nicht wenig; ein liebendes Weib glaubt sich immer selbst in dem Geliebten geehrt. Ihre Sehnsucht, den tapfern Bruder in ihre Arme zu schließen, verdoppelte sich; täglich flogen ihre Gedanken mit den Schwalben über Gräben und Wälle, und — wir müssen bekennen, daß sie, seit dieser Erscheinung eine untreue Staatsbürgerin wurde; denn hätte es in ihrer Macht gestanden, so würde die Festung auf Gnade oder Ungnade übergeben worden seyn.

Sie konnte ihre Freude nicht unterdrücken, so oft sie hörte, daß eine neue Batterie zu spielen anfange, und daß der Ort von allen Seiten immer enger und enger eingeschlossen, jede Zufuhr abgeschnitten werde. Als der Kommendant für nöthig fand, um einer Hungersnoth vorzubeugen, die Brodportionen einzuschränken, und darüber ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern entstand, blieb Hannchen allein ruhig und unbekümmert, denn sie hielt das für ein Zeichen der nahen Uebergabe, und hätte bis dahin gern täglich von einer Unze gelebt. So sind auch die besten Menschen! Die Leidenschaft für das Vaterland ausgenommen, macht jede andere Leidenschaft uns zu Egoisten, und erstickt den Sinn für das Wohl des Ganzen.

Doch die Erfüllung ihrer Hoffnung war noch nicht so nahe als sie glaubte. Mit dem zunehmenden Mangel nahm auch der hartnäckige Muth des Kommendanten zu, und er gab auf die letzte Auffoderung, bey welcher man mit Sturm drohte, die stolze Antwort: daß er sich unter den Trümmern seiner Festung begraben werde. Die Feinde machten nun würklich Anstalten zum Sturm, und die Belagerten blieben Tag und Nacht auf den Wällen, zur tapfersten Gegenwehr bereit.

Es war in einer regnigten Septempernacht, als der Donner des Geschützes die Bürger aus dem ersten Schlummer weckte. Der Feind machte plötzlich seine Drohung wahr, und stürmte mit gräßlichem Geschrey die Wälle. Das Geheul

auf den Straßen, das Wimmern der Weiber, das Kreischen der Kinder, der Donner der Kanonen, das Brüllen der Streitenden in der Ferne, die Bomben in der Luft, welche das fürchterliche Schauspiel gräßlich erleuchteten — Alles das konnte auch den festesten Muth erschüttern. Doch kaum blieb Hannchen der Sinn für ihre eigene Gefahr; sie sah nur Wilhelm mit Blut besprützt, sie lag auf den Knieen und betete für Wilhelm.

Mehrere Stunden blieb der Sieg zweifelhaft, bis der Tag anbrach, und mit ihm das Geschrey durch alle Gassen tönte: der Feind ist in der Stadt! — Was fliehen konnte, floh; man verbarg sich in Kirchen und Klöstern; man versteckte sich in Kellern und auf Böden — Wie ein brausender Waldstrom wälzte sich der Haufe der feindlichen Soldaten durch die Strassen; überall waren die Thüren verriegelt, überall wurden sie mit Gewalt erbrochen; jedes Kaufmannsgewölbe, jedes ansehnliche Haus geplündert; die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter gerissen und auf Piken geschleudert; keusche Gattinnen, züchtige Dirnen, in Gegenwart ihrer Männer und Väter geschändet. Vergebens suchten die Officiere diesen Greueln zu steuern, das Band der Subordination war zerrissen, ihre Stimme verhallte in dem fürchterlichen Wirrwarr.

Auch in Hannchens Wohnung drang eine wütende Bande. Sie lag betend auf ihren Knieen. Die gierigen Räuber fielen zuerst über ihr Silberzeug her, erbrachen und plünderten ihre Schränke.

Aber plötzlich erwachten, beym Anblick der schö- nen Betenden, rasende Begierden in ihrer Brust. Sie stürzten sich auf die Beute mit viehischer Wuth — das arme Schlachtopfer rang ohnmäch- tig mit seinen Henkern — ach! es war um sie geschehen! hätte nicht ihr gellendes Gekreisch ei- nen menschenfreundlichen Retter herbey gelockt. Ein junger Officier trat herein, ergriff rasch den brutalsten der Bösewichter bey den Haaren, und drohte, ihn mit seinem entblößten Degen zu durch- bohren. Der feste Ton mit dem er sprach, und die Degenspitze auf der Brust, machten den Wol- lüstling nüchtern; einer nach dem andern schlich mit dem geraubten Silber davon, und die Geret- tete blieb allein mit ihrem Retter.

Sie erwachte aus einer ohnmächtigen Betäu- bung. Schüchtern blickte sie zu ihrem Befreyer empor, und hoffte ihren Wilhelm in ihm zu er- kennen. Er war es nicht. Ein junger Mann von edlem Ansehen stand vor ihr, und dankte freu- dig dem Glück, das ihn zum Werkzeug ihrer Ret- tung erkohren habe.

Noch waren ihre Sinne umschleyert, sie konnte nur halbe Worte stammeln. Mit dankba- ren Thränen in den Augen, zog sie einen kostba- ren Ring vom Finger, den sie dem großmüthigen Fremdling anbot, und den er bescheiden ausschlug. „Wollen Sie," sagte er, „meiner Handlung auch „das kleinste Verdienst noch rauben, welches sie „bereits mit dem Zufall theilen muß!" — Er blieb zu ihrem Schutz, bis der erste Lärm vorüber,

und die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt war. Dann verließ er sie mit dem Versprechen, seinen Besuch so bald als möglich zu wiederholen, und Hannchen erinnerte sich zu spät, daß sie ihn doch wenigstens um seinen Namen hätte fragen sollen. Wilhelms Name hatte ihr hingegen hundertmal auf der Zunge geschwebt, und nur ein gewisses schaamhaftes Gefühl von Schicklichkeit sie verhindert, sich in diesem Augenblicke nach ihm zu erkundigen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Belohnte Treue.

Nachdem Hannchen sich von Angst und Schrecken ein wenig erholt, brachte sie die übrige Zeit des Tages am Fenster zu, und musterte die feindlichen Officiere, die nun häufig vorübergiengen. Sie bebte, so oft sie eine Gestalt erblickte, die in Wuchs oder Gang einige Aehnlichkeit mit der Gestalt ihres geliebten Bruders hatte. Oft wähnte sie, in der Ferne ihn zu sehn. „Das ist er! das ist er!“ flüsterte ihr Herz, aber er kam näher und war es nicht.

„O! warum mußte ich meine Rettung einem „Fremdling verdanken! warum führten nicht Zu„fall und Liebe ihn in das Haus der Schwester! — „Oder — Gott! — wenn er tod wäre! — ge„wiß hat ihn sein Muth zu weit geführt — ge„wiß war er der Erste auf der Sturmleiter — „ach! er wußte nicht, daß eben hier sein Hann„chen ihre Kniee wund lag, um einen Schutzen„gel für sein Leben zu erflehen!“ —

So schwankte ihre Seele zwischen Furcht und Hoffnung. Länger als bis zu der versprochenen Wiederkunft des jungen Officiers, konnte sie diese fürchterliche Ungewißheit nicht ertragen, und fest war der Entschluß, alsdann sogleich Nachricht von Wilhelm einzuziehen.

„Mögte der Fremdling doch nur bald kom„men! wo bleibt er! warum gab ich einer unzei„tigen Schaam Raum! vielleicht läge ich nun schon „in Wilhelms Armen!“

Geduld liebes Hannchen! blicke die Straße hinab — da kommt er schon, dein Befreyer; du erkennst ihn an dem schlanken Wuchs, dem heitern blauen Auge; — jetzt grüßt er dich freundlich — jetzt klopft er an deine Hausthür — die Magd thut ihm auf; hörst du seinen Gang auf der Treppe? — warum zitterst du? — bist du noch nicht einig mit dir selbst, wie du deinen Wunsch ihm vortragen sollst?

Der Officier trat herein. Hannchen wollte ihn mit Höflichkeitsworten bewillkommen, er ließ ihr keine Zeit dazu. „Madam,“ sagte er, Sie

„waren so gütig mir diesen Morgen einen Beweiß „Ihrer Dankbarkeit geben zu wollen. So un„gern ich mir auch mein geringes Verdienst schmä„lern lasse, so bin ich doch genöthigt, in diesem Au„genblick Gebrauch von Ihrem Wohlwollen zu „machen. —“

Hannchen mißverstand ihn, und griff rasch nach dem Ringe, den sie vom Finger ziehen wollte. Der Officier machte eben so rasch eine verneinende Bewegung mit der Hand.

„Nicht das ist es, warum ich Sie zu bit„ten kam. Ich wage einen andern Wunsch, der „Sie vielleicht in Verlegenheit setzt. Ich habe ei„nen Freund, den ich mehr als mein Leben liebe. „Er ist beym Sturm gefährlich verwundet wor„den. Man hat ihn, in der ersten Verwirrung, „in ein Haus gebracht, wo es ihm an jeder Be„quemlichkeit mangelt, und die Menge der Bles„sirten eine genaue Sorgfalt unmöglich macht. „Wäre Ihr Haus groß genug, ihn aufzunehmen, „so würden Sie nicht allein den Dienst, den ich „so glücklich war, Ihnen zu leisten, überreich ver„golten haben, sondern mich auch zu Ihrem ewigen „Schuldner machen; denn was Sie für diesen mei„nen Freund thun, gilt mir mehr, als ob Sie „mich mit Schätzen überhäuften!“ —

Bey diesen Worten trat ihm eine Thräne ins Auge. Hannchen war gerührt. Hastig versetzte sie: „und wenn ich nur dieses Zimmer „hätte, so würde ich auf dem Boden schlafen, bis „Ihr Freund außer Gefahr ist. Es soll ihm hier

„an nichts fehlen. Darf ich um seinen Namen „bitten?“ —

Der Hauptmann von Eichenwald.

„Und der Ihrige?“ —

Lieutnant Perlstädt.

„Gehn Sie mein Herr, machen Sie die „schleunigsten Anstalten, Ihren Freund hieher zu „bringen. Dieß Haus, und alles was ich habe, „gehört ihm und Ihnen.“

Der Officier küßte ihr dankbar die Hand, und flog die Treppe hinab.

Schon wieder hatte sie versäumt, sich nach Wilhelm zu erkundigen. Aber war dieß wohl der Augenblick zu solchen Fragen? — der Freund des Mannes, dem sie die Rettung ihrer Ehre schuldig war, lag hülflos im Lazareth, sein Leben hieng vielleicht an einer Minute; wie würde der biedre Jüngling, der mit Thränen in den Augen von seinem Freunde sprach, ihre unzeitige Neugierde aufgenommen haben? — nein, sie konnte sichs nicht verüblen, daß sie dießmal noch die Liebe der heiligen Pflicht der Dankbarkeit nachgesetzt hatte. Sie ließ sogleich das beste Zimmer ihres Hauses für den erwarteten Gast zubereiten, und eine halbe Stunde nachher, trugen vier Grenadiere, auf einer von Zweigen geflochtenen Hürde, den Verwundeten die Straße herauf.

Hannchen warf einen mitleidsvollen Blick herab auf den Todtenblassen jungen Mann, der mit geschlossenen Augen ohne Bewegung lag, und nicht zu wissen schien, was mit ihm vorgieng. Sein

Freund begleitete den Zug, und wachte ängstlich über jedem Schritte der Träger, warnte sie vor jedem Steine, der etwa im Wege lag.

„Aber mein Gott! — welche Aehnlichkeit — „dieser Hauptmann Eichenwald — und Wilhelm — „er ist es selbst! — nicht möglich! — er ist „es! — nein! nein! um Gottes willen! welche „gräßliche Täuschung!“

Jetzt trugen sie ihn in das Haus, wo man, um seiner Bequemlichkeit willen, ihm die untersten Zimmer eingeräumt hatte. Hannchen wollte die Treppen hinunterstürzen, aber sie erreichte nicht einmal die Stubenthür; ihre Kniee zitterten, sie mußte sich schnell an einem Stuhle halten. Sie war ganz allein. Vergebens rief sie ihr Mädgen, und einen Burschen, der sie in Peters Abwesenheit bediente; beyde hatte die Neubegier herunter in das Vorhaus gelockt, um den verwundeten Officier herein tragen zu sehn.

Ach! welche grausame Angst! welches grausame und immer vergebliche Streben aller Seelenkräfte, den gelähmten Körper wieder in Bewegung zu setzen! — „Wenn es Wilhelm war — „und ich kann nicht hier fort — bin an diese „Stelle gebannt — und er bedarf vielleicht mei„ner Hülfe — oder — der fürchterliche Augen„blick ist nahe, wo er keiner menschlichen Hülfe „mehr bedarf — Gott! — er stirbt — und „ich soll ihn nicht noch einmal sehen! —“ Sie machte abermals einen Versuch fortzuwanken, aber vergebens! der Schrecken hatte sie gelähmt.

Ruhig! ruhig armes Hannchen! warum bist du sinnreich dich zu quälen? was geht der Hauptmann Eichenwald dich an? kann eine flüchtige Aehnlichkeit mit Wilhelmen dich so ganz um deine Fassung bringen? — Auch hat dir wohl nur die Einbildungskraft einen Streich gespielt Wer in der Dämmerung jeden Winkel schüchtern durchspäht, und immer ein Gespenst zu sehen fürchtet, der sieht am Ende würklich Gespenster.

So flüsterte die Vernunft, wenn die Angst sie zum Worte kommen ließ. Aber ihr Flüstern brachte eben so wenig Fassung in Hannchens Seele, als ein Zephyr Ruhe in ein vom Sturm bewegtes Meer haucht. Erstarrung und Zerrüttung aller Sinne waren ihrer ganzen Gestalt noch sichtbar aufgedrückt, als Lieutnant Perlstädt hereintrat, ihr zu danken. Er wurde auf den ersten Blick gewahr, daß hier etwas außerordentliches vorgefallen seyn müsse. „Um Gottes willen, „Madam, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr „bewegt?“

„Und bin es! — sagen Sie mir, Her Lieutnant — wiederholen Sie es mir noch einmal — „wie heißt ihr Freund?“

Hauptmann von Eichenwald. —

„Gewiß?“

Ganz gewiß! aber woher —

„Nun dann bin ich ruhig. — Verzeihen Sie „mein Herr, — ein Spiel der Natur — eine „auffallende Aehnlichkeit — ich habe einen

„Bruder in ihren Diensten — er nennt sich „Wiese —„

Ists möglich! — Madam — dieser Wiese — und dieser Hauptmann Eichenwald — aber er hatte nie eine Schwester. —

Hannchen außer sich: gleichviel mein Herr! um Gottes willen! was wollten Sie sagen?

Beyde sind nur eine Person!

Er sprach diese Worte so unbesonnen rasch aus, daß er auch nicht einmal Zeit hatte, die ohnmächtig Hinstürzende in seinen Armen aufzufangen. Man kam ihr schleunig zu Hülfe, man trug sie auf das Bett. Perlstädt, mit Wilhelms Herzen vertraut, errieth plötzlich, wen er vor sich habe, und machte sich bittere Vorwürfe über seine Unbesonnenheit. Er saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, besprützte sie mit geistigen Wassern, rieb ihr die Schläfe, und lauschte mit banger Sehnsucht nach dem ersten Athemzuge.

Endlich schlug Hannchen die Augen auf. „Lebt „er noch?“ Waren ihre ersten Worte. „Beru„higen Sie sich Madam,“ sagte Fritz mit freundschaftlicher Wärme; „wenn meine Vermuthung „mich nicht täuscht — wenn ich würklich Jean„nette Jerome vor mir sehe. —“

Ich bin es, lispelte sie leise.

„Wohlan, so wird alles gut gehn. Dieser „Name wird meines Freundes Leben retten.“

Lassen Sie mich zu ihm.

„Was verlangen Sie? die plötzliche Freude „würde ihn tödten. Er muß vorbereitet wer„den.“

Sind seine Wunden gefährlich?

„Noch ist der erste Verband nicht abgenom„men, doch der Feldscheer gab die beste Hoff„nung.“

Liebt er mich noch?

„Welche Frage!“

Aber woher der fremde Name?

„Hauptmann Wiese stürmte einst einen Ver„hack, und occupirte einen Eichenwald, aus wel„chem er den dreymal stärkern Feind mit über„menschlicher Tapferkeit vertrieb. Diese Position „hatte eine gewonnene Schlacht zur Folge. Um „ihn zu belohnen, gab ihm der König — was „die Natur ihm schon längst gegeben hatte — den „Adel, und nannte ihn zum Andenken jener Be„gebenheit: von Eichenwald.“

Gern hätte Hannchen noch Stundenlang dem Erzähler zugehört, denn er sprach ja von Wilhelm! aber plötzlich fiel ihr ein, wie unentbehrlich Fritz am Krankenbette seines Freundes sey. Hastig trieb sie ihn hinunter, er sollte nachsehn, ob dem Geliebten nichts mangle? — ob sich noch kein Anschein zur Besserung zeige? — ob die Bewegung ihm nichts geschadet? — ob er sich an das fremde Zimmer gewöhnen könne? — Immer rief sie ihn zurück — immer hatte sie noch etwas vergessen.

Fritz brachte ihr die trostvolle Botschaft, daß Wilhelm ruhig schlummere, und nun konnte sie der Begierde nicht widerstehen, ihn wenigstens schlummernd zu betrachten. Sie zog die Schuhe aus, und schlich hinunter an seine Kammerthür — sie lauschte durch eine Ritze — Freude — Schmerz — Hoffnung — Wehmuth — jede dieser Empfindungen preßte Thränen in ihr Auge, Fritz mußte sie mit sanfter Gewalt wegziehen, damit ihr Schluchzen nicht den Kranken wecke.

Es vergiengen mehrere Wochen, ehe Fritz es wagen durfte, seinem Freunde die frohe Neuigkeit zu hinterbringen. Er that es mit der möglichsten Vorsicht, und ließ ihn nur nach und nach errathen, daß er mit der Geliebten unter einem Dache wohne. Doch würde die Freude dem kaum Genesenden zu Gift geworden seyn, hätte er nicht in dem Namen van Shipper ein wohlthätiges Gegengift gefunden.

Wittwe van Shipper? also war es ihr doch möglich, einem andern Manne ihre Hand zu reichen? — das mäßigte sein Entzücken, das machte ihn still traurig.

Fritz errieth, was in seiner Seele vorgieng, und verscheuchte die trüben, mißtrauischen Gedanken, durch seine Erzählung von Hannchens Schicksalen. Begierig sog Wilhelm jedes Wort in sich. O! sein liebendes Herz empfieng willig den schmeichelnden Trost von Freundes Lippen; gerechtfertigt stand die Geliebte vor ihm da — kaum konnte er den Augenblick erwarten, sie an seine Brust zu

drücken — er verwünschte den Arzt, der ihm noch immer jede heftige Gemüthsbewegung auf das strengste untersagte.

Die erseufzte Stunde kam endlich — die Thür flog auf — Hannchen lag in seinen Armen! — Gefühle verschlossen beyden den Mund — Gefühle, die keine Feder beschreibt und keine Zunge nachlallt. In süsser Ermattung saß Wilhelm auf dem Sofa, im rechten Arm hielt er die treue Geliebte, und im linken den Freund, dem er die Rettung ihrer Ehre verdankte. Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden! mehr konnte er nicht sprechen.

Gleichgültig vernahm er einige Wochen nachher, daß der König ihn zum Major ernannte. Wie hätte er sich jetzt darüber freuen können! Morgen war ja sein Hochzeitstag! und gerade an diesem frohen, festlichen Tage kam Peter von seiner Wanderschaft zurück, um seiner Gebieterin mit trübseliger Mine zu berichten: daß er, trotz alles Suchens, den Herrn Lieutnant Wiese nicht habe finden können.

Ende des ersten Theils.

Diderots Gespräch mit Frau von D**
von ihm selbst erzählt.

Ein Geschäft, ich weiß nicht recht mehr welches, führte mich eines Tages zu dem Herrn von D**. Ich fand ihn nicht zu Hause, man meldete mich seiner Gemahlin. Sie ist ein allerliebstes Weibgen, schön und fromm wie ein Engel; und naif zum Entzücken. Sie war gerade an ihrer Toilette. Man brachte mir einen Sessel, ich pflanzte mich ihr gegenüber, und wir schwatzten. — Zufälligerweise entschlüpften mir einige Floskeln von Tugend, Moralität und dergleichen, die sie zwar sehr erbauten, aber auch in Erstaunen setzten; denn sie hatte sich steif und fest eingebildet, daß der Verwegene, der nicht vor jeder Pfaffen-Hirngeburt sein Knie beugt, ein Taugenichts seyn müsse, der dem Galgen nicht entlaufen werde.

Verwundert hub sie an: Sind Sie nicht Herr Diderot?

„Ja Madam.“

Der nemliche der nichts glaubt?

„Der nemliche.“

Was Sie aber da eben sagten, ist die Moral eines Gläubigen.

„Warum nicht? wenn der Gläubige ein ehr„licher Mann ist.“

Ueben Sie denn diese Moral auch würklich aus?

„So viel in meinen Kräften steht.“

Was gewinnen Sie denn bey Ihrem Unglauben?

„Gar nichts. Glaubt man denn nur, um et„was zu gewinnen?“

Ich weiß nicht, aber es kömmt mir vor, als sey es nicht übel gethan, sowohl den Geschäften dieser als jener Welt ein gewisses Intresse zu leyhen.

„Eigennutz raubt jeder Handlung ihren „Werth.“

Wenn Sie aber zum Beyspiel weder rauben noch morden, so gestehen Sie zum mindesten, daß Sie sehr inconsequent handeln.

„Wie so?“

Ich bekenne, daß ich dem lieben Gott auf Zinsen leyhe. Wenn ich nach meinem Tode nichts zu hoffen noch zu fürchten hätte, so würde ich mir allerley kleine Annehmlichkeiten des Lebens nicht versagen.

„Darf man fragen: welche?

Mit nichten, das gehört für den Beichtstuhl.

„Sie treiben also Wucher mit Gott?“

O ja, und mache mir kein Gewissen daraus. Mit Gott darf man immer

wuchern, man richtet ihn nicht zu Grunde.

„Ist das delicat gedacht?“

Was liegt daran? Wenn es darauf ankommt den Himmel zu erhaschen, muß man alles in Rechnung bringen, den kleinsten Vortheil nicht vernachlässigen. — Ach! wir haben gut rechnen! das was wir geben ist immer blutwenig, gegen das was wir einst zu empfangen hoffen. — Und Sie hoffen also nichts?

„Gar nichts.“

Das ist traurig. Bekennen Sie, daß Sie entweder ein Bösewicht oder ein Thor sind.

„Wahrhaftig, Madam, dieß Bekenntniß würde mir sauer werden.“

Was könnte wohl einen Ungläubigen anreizen, gut zu handeln, wenn er kein Narr ist.

„Glauben Sie nicht, daß es glücklich gebohrne Menschen gebe — die eigentlichen Hochwohlgebohrnen — welche Vergnügen darinn finden, gut zu handeln?“

Das mag seyn.

„Daß man ferner eine vortrefliche Erziehung genossen haben kann, welche die Anlage zum Guten verstärkt?“

O ganz gewiß.

„Und daß endlich im reiferen Alter die Er„fahrung uns überzeugt, daß, alles wohl erwo„gen, man um seines eigenen Glückes willen, bes„ser thut, ein ehrlicher Mann, als ein Schelm „zu seyn?“

Ja, ja, recht gut; aber wie kann man ein ehrlicher Mann werden, wenn Leidenschaften sich zu schlechten Grundsätzen gesellen, und zum Bösen hinreißen?

„Lassen Sie doch sehen, welchen Vortheil „die Gläubigen voraus haben. Was zum Bey„spiel die Inconsequenzen betrifft, sehen wir de„ren nicht täglich?“

Zugegeben, aber es bleibt doch immer besser, einen Gruud mehr für das Gute zu haben. nemlich den Glauben; und einen Grund weniger für das Böse, nemlich den Unglauben.

„Sie würden vollkommen Recht haben, wenn „der Glaube würklich das Gute, und der Unglaube „das Böse beförderte.

Zweifeln Sie daran?

„Allerdings.“

Ist es nicht der Geist der Religion, unserer verderbten Natur entgegen zu arbeiten? da hingegen der Unglaube sie von aller Furcht befreyt, und folglich ihrem bösen Hange Preis giebt?

„Sie scheinen überzeugt, daß die Religion „mehr Vortheil als Nachtheil gewähre, und deshalb nennen Sie sie ein Gut?“

Allerdings.

„Auch ich zweifle gar nicht, daß Ihr Haushofmeister sie am heiligen Osterabend etwas weniger bestiehlt als sonst; daß die Religion zuweilen ein kleines Uebel verhindert, und ein „kleines Gut hervorbringt.

Ein kleines zum andern, macht endlich eine Summe.

„Aber glauben Sie wohl, Madam, daß die „fürchterlichen Verwüstungen, welche sie in vorigen Zeiten angerichtet, und in Zukunft noch „anrichten wird, durch jene wenigen Vortheile „aufgewogen werden? Schuf sie nicht den grimmigsten Haß zwischen den verschiedenen Nationen? nährt sie diesen Haß nicht noch heute? würde „der Muselmann nicht mit Freude die ganze Christenheit durch einen Säbelhieb vertilgen? und „der Christ alle Muselmänner lächelnd am Spiese „braten sehn? Ströme von Blut sind der Religion geflossen; sie hat oft den Säugling von der „Mutter Brust, den Gatten aus den Armen der „Gattin gerissen. Christus sagt: ich bin nicht „gekommen, euch Frieden zu bringen, sondern „das Schwerdt; ich will den Mann von seinem „Weibe trennen, die Mutter vom Kinde, den „Bruder von der Schwester, den Freund vom „Freunde — ach! und diese Weissagung ist nur „allzupünctlich eingetroffen.“

Aber Mißbräuche sind nicht die Sache selbst.

„Sie sind allerdings die Sache selbst, so „bald sie unzertrennlich von ihr sind.“

Unzertrennlich? können Sie das beweisen?

„Sehr leicht. Ich dürfte Ihnen nur ant„worten, daß zwey Dinge, die sich in achtzehn „Jahrhunderten nicht trennen ließen, wohl un„zertrennlich genannt werden können; aber ich „habe gar nicht nöthig, mich auf diesen Grund „einzuschränken. Sagen Sie mir: wenn ein Men„schenfeind sich vorgenommen hätte, das ganze „Menschengeschlecht elend zu machen, hätte er „wohl etwas besseres erfinden können? Wer von „mir verlangt, daß ich Unbegreiflichkeiten glauben „soll, wer meine Vernunft mit Füßen tritt, der „macht mich zum Thoren, Thorheit aber ist die „erste Stufe zum Verbrechen. O wie schlau wuß„ten von jeher die Staatsumwälzer aus solchen „Maximen Nutzen zu schöpfen!“

Aber es giebt böse Handlungen, welche der Strenge der Gesetze entschlüpfen, und wo nur die Religion dem Bösewicht Zaum und Gebiß anlegen kann; nehmen Sie ihm diese, was werden Sie an ihre Stelle setzen?

„Und wenn ich auch nichts an ihre Stelle zu „setzen hätte, so würde ich doch immer ein fürch„terliches Vorurtheil ausgerottet haben. Aber „ich darf behaupten, daß bey keiner Nation, in

„keinem Jahrhundert, die Nationalsitten sich auf „die Religion gründen. Die alten Römer und „Griechen; die wackersten Männer die noch gelebt „haben, beteten die verworfensten Götter an; ei„nen Jupiter, der verdient hätte, lebendig ver„brannt zu werden, eine Venus für das Spinn„haus und einen Mercur für den Galgen.“

Sie glauben also, es sey gleichgültig, ob man Christ oder Heyde sey?

„Wahrhaftig, Madam, ich bin davon über„zeugt, mit dem einzigen Unterschied, daß ein „wenig mehr Freude und Frohsinn unter uns herr„schen würde, wenn wir Heyden wären.“

Unmöglich!

„Aber auf Treu und Glauben, giebt es denn „überhaupt Christen in der Welt? ich habe noch „keinen gesehn.“

Wie? das sagen Sie mir? — mir?

„Ich unterstand mich vor kurzem, das nem„liche zu einer meiner Nachbarinnen zu sagen, die „fromm und tugendhaft ist, wie Sie, Madam, „und eben wie Sie, von ganzem Herzen eine Chri„stin zu seyn sich einbildet.“

Nun? — und Sie bewiesen ihr das Gegentheil?

„Auf der Stelle.“

Wie machten Sie das?

„Ich schlug ein neues Testament auf, das „gewöhnlich auf ihrem Tische lag. Ich las ihr „die Bergpredigt vor, und fragte bey jedem Puncte: „handeln Sie dieser Vorschrift gemäß? — Sie

„verstummte. — Ich gieng noch weiter. Sie „ist schön, und trotz ihrer Frömmigkeit und Tu„gend, weiß sie das recht gut. Sie hat eine sehr „feine weisse Haut, und so wenig sie sich auch „darauf einbilden mag, so nimmt sie es doch nicht „übel, wenn man es bemerkt; auch ist es ihr, bey „aller ihrer schaamhaften Züchtigkeit, nicht zuwi„der, wenn man dann und wann durch einen Blick „verräth, welchen Eindruck ihr schön gewölbter „Busen hervorbringt.“

Ganz wohl, mein Herr, so lange ihr Gemahl allein weiß —

„Ich glaube recht gern, daß ihr Gemahl das „besser weiß als ein anderer; aber ich vermuthe, „daß auch die frömmste Christin sich nicht damit be„gnüge. Steht im Evangelium nicht geschrieben, „fragte ich sie, daß derjenige, der seines Näch„sten Weib lüstern anschaut, in seinem Herzen die „Ehe gebrochen hat?“

Sie wird ihnen mit Ja geantwortet haben?

„Und ist derjenige, der sich einer solchen Lü„sternheit schuldig macht, nicht eben so wohl ver„dammt, als der würkliche Verbrecher?“

Allerdings.

„Wenn also ewige Verdammniß den armen „Teufel trifft, der die Ehe in seinem Herzen brach, „welches wird das Loos einer Frau seyn, die je„den der sich ihr nähert, gleichsam einladet, ein „solches Verbrechen zu begehen? — Diese letzte

„Frage setzte meine schöne Nachbarin ein wenig in „Verwirrung.“

Ich verstehe. Vermuthlich verschleyerte sie den Busen nicht genug, der, wie sie sagen, so schön gewölbt war?

„Richtig. Sie antwortete mir: daß das „so der Gebrauch sey; (als ob ein alberner „Gebrauch die Vorschriften der Religion, die „Drohungen Gottes entkräften könne?) daß „man sich in der Kleidung nicht aus„zeichnen und lächerlich machen müsse; „(als ob eine elende Lächerlichkeit gegen die ewige „Verdammniß des Nächsten in Anschlag kommen „dürfe.)“

Genug mein Herr! ich errieth alle diese Kindereyen zum Voraus, und würde Ihnen vielleicht eben so geantwortet haben, wie Ihre Nachbarin. Wie zog sie sich endlich aus der Sache?

„Den andern Morgen nach diesem Gespräch — „es war gerade ein Festtag — begegnete ich ihr „auf der Straße. Meine schöne, fromme Nach„barin gieng in die Kirche —“

Gekleidet wie gewöhnlich?

„Gekleidet wie gewöhnlich. Ich lächelte, „sie lächelte auch; wir sprachen beyde kein Wort. „Ich könnte Ihnen noch hundert dergleichen Bey„spiele anführen; welchen Einfluß darf ich also „der Religion auf die Sitten zuschreiben? — Gar „keinen! aber desto besser!“ —

Wie! desto besser?

„Allerdings, denn bedenken Sie nur, wenn „es einmal zwanzigtausend Parisern einfiele, sich „auf das Strengste nach jener Bergpredigt zu rich„ten — Glauben Sie mir Madam, in den Bü„chern, welche der heilige Geist eingegeben, herr„schen zweyerley Gattungen von Moral: die eine „ist allen Nationen und allen Religionen gemein, „sie ist es, die wir so halb und halb befolgen; die „andere ist für jede Nation, und jeden Gottesdienst „besonders eingerichtet, sie ist es an die man glaubt, „die man mit Eyfer und Wuth predigt, und „der man gar nicht folgt.“

Und woher dieser Widerspruch?

„Daher, daß es unmöglich ist, ein ganzes „Volk Gesetzen zu unterwerfen, welche von einigen „schwarzgalligten Menschenfeinden, nur für ihren „eigenen Trübsinn erfunden wurden Es ist mit „den Religionen wie mit den klösterlichen Stiftun„gen, welche sich nach und nach alle auflösen; „Thorheiten, die, nach einem längeren oder kür„zeren Kampfe, von der Natur unter ewige Ge„setze zurückgeführt werden. Man sorge nur da„für, daß das Wohl des Einzelnen mit dem Wohl „des Ganzen so eng verbunden sey, daß kein Bür„ger dem letzteren schaden könne, ohne sich selbst zu „schaden; man setze Belohnungen für die Tugend „fest, so wie man Strafen für das Laster bestimmt „hat; man erhebe das Verdienst, ohne Rücksicht „auf Rang oder Glauben, zu den ersten Staats„ämtern; und warlich! es wird nur eine kleine

„Anzahl von Bösewichtern übrig bleiben, die ein „verkehrter Sinn hinreißt, dem Laster zu fröh„nen. — Aber jetzt, gnädige Frau, die Versu„chung ist zu nahe, die Hülfe zu fern; es verlohnte „wohl die Mühe, daß eine weise Gesetzgebung sich „mit einem System beschäftigte, welches noch Kin„dern Furcht einjagt; welches durch die Bequem„lichkeit einer leichten Buße zum Laster anfeuert; „welches den Schuldigen in den Beichtstuhl sen„det, um von Gott Verzeihung für ein Ver„brechen zu erbetteln, das er an Menschen „verübte; welches natürliche und moralische Pflich„ten herabwürdigt, indem es sie Schimären un„terordnet.“

Zu hart, Herr Diderot! Sie übertreiben.

„Ich übertreibe? — wie, gnädige Frau, „wenn — aber mich dünkt, ich höre den Wagen „ihres Herrn Gemahls. Er kömmt zu rechter Zeit, „denn ich stand eben im Begriff, eine Albernheit „zu sagen.“

Sagen Sie nur, ich werde thun als höre ich sie nicht.

Diderot näherte sich ihrem Ohre und sprach „leise: „gnädige Frau, fragen Sie einmal Ihren „Beichtvater, welches von beyden Verbrechen er „für das größte hält: in ein heiliges Kirchengefäß „zu p—n? oder den Ruf einer ehrbaren Frau „durch Verleumdungen anzuschwärzen? er wird „bey dem ersten vor Entsetzen schaudern, und über „gottlose Entweyhung laut schreyen; das Gesetz

„wird den Unheiligen zum Feuer verdammen, von „jener Verleumdung aber gar keine Notiz neh„men.“

Sie mögen wohl nicht ganz Unrecht haben. Ich kenne zum Exempel mehr als eine Frau, die sich ein Gewissen machen würde, am Freytage Fleisch zu essen, die aber — fast hätte ich auch eine Albernheit gesagt. — Fahren Sie fort mein Herr. Ich weiß Sie zwar nicht zu wiederlegen, aber Sie überzeugen mich doch nicht.

„Das ist auch gar nicht meine Absicht. Es „ist mit der Religion wie mit dem Ehestande; „beyde schaffen das Unglück von Millionen Men„schen, machen aber auch hin und wieder einen „Glücklichen. Sie, gnädige Frau, befinden sich „wohl bey Ihrem Glauben, und besser noch im „Ehestande; das freut mich von Herzen. Die Re„ligion, welche so manchem Bösewicht dient, seine „Unthaten zu beschönigen, hat bey Ihnen das Ge„Gentheil bewürkt, Sie thun daher recht wohl, „ihr treu zu bleiben.

Wie ich höre, sind Sie nicht von der Proselytenmacherey angesteckt. Das freut mich.

„Ich erlaube jedem zu denken, was ihm be„liebt, erwarte aber, wie billig, die nemliche „Nachsicht. Auch bedarf es keiner fremden Hülfe, „für den, dessen Geist stark genug ist, Vorurtheile „abzuschütteln.“

Glauben Sie, daß man Vorurtheil und Aberglauben ganz aus der menschlichen Gesellschaft verbannen könne?

„Nein, so lange die Menschen dumm und „furchtsam bleiben werden.“

Nun so mag unser Aberglaube leicht eben so viel werth seyn, als ein anderer.

„Ich zweifle.“

Reden Sie aufrichtig: schaudern Sie nicht bey dem Gedanken, daß der Tod Sie in Nichts verwandelt?

„Freylich mögte ich lieber immer fort existi„ren. Auch ist es ja wohl sehr möglich, daß ein „Wesen, dem es einmal gefallen hat, mir ein „elendes Daseyn zu geben, sich gelegentlich zum „zweytenmale damit belustigen werde.“

Wenn der Blick in ein zukünftiges Leben Trost gewährt, warum soll man sich die süsse Hoffnung rauben?

„Ich nähre diese Hoffnung nicht, weil das „Verlangen fortzudauern, mich nicht blind „für die Eitelkeit des Wunsches macht; aber „ich raube niemanden seine Puppe. Wer im „Stande ist zu glauben, daß er ohne Augen se„hen, ohne Ohren hören, ohne Kopf denken, ohne „Herz lieben werde; wer sich einbilden kann etwas „zu seyn, wenn er nichts und nirgend mehr seyn „wird — wohl bekomme es ihm, ich habe nichts „dagegen.“

Aber wer hat denn die Welt gemacht?

„Das wünschte ich selbst zu wissen.“

Nichts leichter zu beantworten: Gott! der Schöpfer!

„Und was ist Gott?“

Ein Geist.

„Wenn ein Geist Materie schaffen konnte, „warum sollte die Materie nicht auch Geist schaffen können? ich begreife eines so wenig als das „andere.“

Das Begreifen ist auch nicht nöthig, wenn man nur glaubt. Sind Sie ruhig bey Ihrem Unglauben?

„Vollkommen.“

Aber wenn Sie sich nun geirrt hätten? wenn alles, was Sie erdichtet glauben, doch wahr wäre? und Sie würden verdammt Herr Diderot! wie dann? — verdammt werden ist schrecklich! eine Ewigkeit lang in der Hölle brennen —

„La Fontaine meynte, wir würden uns dort „wie der Fisch im Wasser befinden.“

Ja, aber Ihr La Fontaine wurde sehr ernsthaft, als sein letztes Stündlein herannahte; in der Todesstunde zittert der Freygeist.

„Auch stehe ich gar nicht dafür, daß ich selbst „zittern werde, wenn mein Kopf verworren, „meine Denkkraft vernichtet ist. Sterbe ich aber

an

„an einer Krankheit, die mir den Gebrauch mei„ner Vernunft bis an's Ende läßt, so werde ich „in jenem kritischen Augenblicke gerade eben so ru„hig seyn als jetzt.“

Diese Kühnheit ist mir unbegreiflich.

„Ich finde den Sterbenden weit kühner, der „an einen strengen Richter seiner geheimsten Gedan„ken glaubt, einen Richter, vor dem er von jedem „unnützen Worte Rechenschaft ablegen soll. Wer „kann das? wer wagt das? Und wenn ein Ster„bender mit diesem Glauben, dem man die Wahl „ließe, vernichtet zu werden, oder vor jenen fürch„terlichen Richterstuhl zu treten, dennoch das Letz„tere wählte, — warlich ich würde über seine „Kühnheit erstaunen.“

Aber wenn er sich auf das Blut des Erlösers verläßt?

„Verdammen Sie Socrates, Phocion, Ari„stides, Cato, Trajan und Marc Aurel?“

Bewahre der Himmel! der heilige Paulus sagt: ein jeder wird nach seinem eigenen Gesetz gerichtet werden.

„Da hat der heilige Paulus ganz recht. Nach „welchem Gesetz wird man also den Ungläubi„gen richten?

Um Verzeihung mein Herr, Ihr Fall ist verschieden. Ihnen hat man den wahren Glauben gepredigt, aber Sie verschließen Ihre Augen und verstopfen Ihre Ohren.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zum Beschluß ein
„Mährgen zu erzählen. Ein junger Mexicaner,
„müde von der Arbeit, spazierte eines Tages am
„Strande des Meeres auf und ab. Er sah ein
„Bret, welches an dem einen Ende von den Wel-
„len benetzt wurde, mit dem andern aber auf dem
„Ufer ruhte. Er legte sich, so lang er war, darauf,
„ließ seine Blicke über die unermeßliche und unbe-
„grenzte Wasserfläche schweifen, und sprach zu sich
„selbst: meine alte Großmutter hat doch wunder-
„liche Grillen. Da erzählte sie mir immer eine
„Geschichte, von, ich weiß nicht was für außer-
„ordentlichen Menschen, die aus einem Lande jen-
„seit des Meeres, ich weiß nicht wann hier an-
„gelandet seyn sollen. Es ist kein Menschenverstand
„in dem ganzen Mährgen. Sehe ich denn etwa
„nicht, daß das Wasser mit dem Himmel zusammen
„hängt? und soll ich meinen fünf Sinnen zum Trotz
„eine alte Fabel glauben, die von Ungereimthei-
„ten wimmelt? — Während der junge Mensch
„so raisonnirte, wiegte ihn das Wasser sanft auf
„seinem Brette, und er entschlummerte. Indessen
„erhub sich ein frischer Landwind, und trieb ihn
„hinaus in die hohe See.

Ach ja mein Herr! das ist ein Bild
unsers Schicksals. Jeder liegt auf
seinem Brette, der Wind bläst und die
Wellen führen uns davon.

„Der junge Mexicaner war schon weit vom
„Ufer entfernt, als er erwachte. Wie sehr er-
„staunte er nicht, das Meer von allen Seiten mit

„dem Himmel zusammen hängen zu sehn. Jetzt „fieng er an zu muthmaßen, daß er sich doch wohl „geirrt haben könne, und daß, wenn der Wind „so fort blase, die Wellen ihn vielleicht endlich an „jene Küste tragen würden, von der seine Groß„mutter ihm so oft erzählt hatte.“

Und Sie sagen mir nicht ein Wort von seinem Schrecken, seiner Furcht?

„Er fühlte weder das eine noch die andere. „Es gilt mir alles gleich, sprach er zu sich selbst, „wenn ich nur endlich anlande. Zwar habe ich al„bern raisonnirt, aber ich bin doch aufrichtig mit „mir selbst zu Werke gegangen, und mehr kann „man nicht von mir fordern. Wenn es kein Ver„dienst ist, Verstand zu besitzen, so ist es wohl „auch kein Verbrechen, ein Thor zu seyn. — „Während dieser Betrachtungen trieb der Wind „ihn immer vorwärts, das unbekannte Land zeigte „sich würklich in blauer Ferne, und ehe er sichs „versah, war er glücklich angelangt.

Ja, ja, mein Herr Diderot, wir werden uns einst dort wieder finden.

„Das wird mir sehr lieb seyn — Kaum „hatte der Jüngling sein Bret verlassen, und sei„nen Fuß an's Land gesetzt, als er einen ehrwürdi„gen Greis an seiner Seite erblickte. Wo bin ich? „fragte er, und mit wem habe ich die Ehre zu re„den? — Ich bin, versetzte der Greis, der Be„herrscher dieses Landes. — Bey diesen Worten „stürzte der junge Mexicaner vor ihm nieder. — „Steh auf, fuhr der Alte fort; du hast an mei-

„nem Daseyn gezweifelt? — Ich kann es nicht „leugnen. — Ich verzeihe dir, denn ich lese im „Innersten deines Herzens, und weiß, daß du es „nicht böse meyntest. Doch deine übrigen Gedan„ken und Handlungen sind nicht alle so schuldlos. — „Hierauf hielt er ihm allerley Schwachheiten und „Ausschweifungen vor, und der Jüngling neigte „sich jedesmal tief zur Erde, und flehte um Barm„herzigkeit. —

„Wohlan, gnädige Frau, setzen Sie sich ei„nen Augenblick an die Stelle des Greises. Was „würden Sie gethan haben? hätten Sie etwa den „jungen Thoren bey den Haaren ergriffen, und „ihn eine Ewigkeit lang im Sande auf und nieder „geschleppt?

Nein.

„Wenn eines von Ihren allerliebsten sechs „Kindern aus Ihrem väterlichen Hause entwichen „wäre, hundert dumme Streiche gemacht hätte, „und nun reuvoll zurückkehrte, was würden Sie „thun?"

Ich würde es mit Thränen der Freude in meine Arme schließen, aber sein Vater würde die Sache ein wenig ernsthafter nehmen.

„Und endlich doch auch verzeihen, besonders „wenn er überlegte, daß, ehe er noch diesem „Kinde das Daseyn gab, er schon alle Handlungen „seines Lebens voraus wußte, und daß die Züch„tigung seiner Vergehungen, weder für den Vater „noch für das Kind, noch für dessen Geschwister von einigen Nutzen seyn würde."

Aber es ist ein großer Unterschied zwischen meinem Manne und jenem Greise.

„Keiner, wenn von Gerechtigkeit die Rede „ist. Entweder, die Definition der Gerechtig„keit muß auf uns alle passen, auf Sie, auf mich, „auf Ihren Herrn Gemahl, den jungen Mexica„ner und den Greis, oder ich weiß gar nicht „mehr was sie ist, und begreife nicht, wie man „Gott gefällt oder mißfällt.“

Es ist doch immer am besten, sich so zu benehmen, als ob der Greis würklich existirte.

„Ganz recht! auch wenn man nicht an sein „Daseyn glaubt.“

Abelard und Heloise.

Zwey Namen, die man ungern trennt, weil die Liebe sie nebeneinander stellte. Wer hat nicht irgend einmal von Abelard und Heloisen reden gehört? wer sah sie nicht in Kupfer gestochen, auf Dosen und Ringe gemahlt; wer las sie nicht in Heroiden besungen, oder wurde wenigstens durch Rousseaus neue Heloise auf die Alte aufmerksam gemacht? — Dennoch wette ich, daß unter zehn Herren und zwanzig Damen von gutem Ton, nicht drey wissen, wer eigentlich Abelard und Heloise waren? wo, wann und wie sie lebten? man hat kaum eine oder zwey auffallende Begebenheiten ihres Lebens aufgefaßt; der Geist der heutigen Welt, der immer auf der Oberfläche schwebt, wie der Geist Gottes über den Wassern, begnügt sich damit; und doch verdienen diese merkwürdigen Menschen ganz gekannt zu seyn.

Peter Abelard, einer der berühmtesten Lehrer des zwölften Jahrhunderts, wurde in dem Dorfe Palais, vier Meilen von Nantes in Bretagne gebohren. Obgleich dieß Dorf nur den Namen eines Pallastes führte, so ist es doch durch Abelards Geburt berühmter geworden, als der Pallast irgend eines Schah Baham. Sein Vater war unter den Waffen grau geworden, hatte aber neben der Rüstkammer auch seinen Geist

mit allerley Kenntnissen ausgeziert. Ob dieser Sohn der Aelteste oder Jüngste war, darüber streiten die Gelehrten. Mich deucht er war der Einzige, denn was kümmern uns seine Brüder, die nichts für die Nachwelt thaten?

Abelard floh das Geräusch der Waffen. Von der Natur mit einem durchbringenden Geist begabt, legte er sich vorzüglich auf die Logic. Er reiste hin und her, disputirte hier und dort, schleuderte überall seine Syllogismen, und nie suchte ein irrender Ritter mit mehr Hitze seiner Dame zu Ehren eine Lanze zu brechen, als er nach Gelegenheiten geizte, irgend einen Satz zu vertheidigen oder zu bekämpfen. Das endliche Ziel seiner Reisen war Paris, wo er einen berühmten Professor der Philosophie, Wilhelm des Champeaux fand, der ihn liebte, so lange er ihn nur für seinen Schüler hielt, und der ihn von Rechtswegen haßte, so bald er merkte, daß der Lehrling dem Meister überlegen war. Spaltungen entstanden; die ältern Schüler neideten Abelard und schmeichelten ihrem Lehrer. Der Jüngling verachtete den Neid der Ersteren, und wurde stolz auf den Haß des Letzteren. Er fühlte, daß er fähig sey, selbst zu lehren, und gieng, seine Schule in Melun zu errichten, wo damals der französische Hof sich aufhielt. Sein Gegner bot alles auf, diesen Entwurf zu vereiteln, aber er hatte mächtige Feinde, und — wie es oft zu gehen pflegt — gerade der Eyfer mit dem er die Sache hintertreiben wollte, machte die Welt auf-

merksam auf Abelards Verdienste, und trug dazu bey, den jungen Lehrer der Dialectik in die Mode zu bringen. Abelards Morgenröthe wurde immer heller, so wie die Sonne seines Gegners hinabsank.

Stolz auf seinen wachsenden Ruhm, versetzte er bald den Lehrstuhl von Melun nach Corbeil, um dem Feinde näher zu seyn, den er durch rastloses Disputiren ermüdete. Hier zog die Anstrengung seines Geistes ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, die vaterländische Luft einzuathmen. Er blieb einige Jahre in Bretagne, und als er nach Paris zurückkehrte, fand er Champeaux Lehrstuhl durch einen andern besetzt; Champeaux selbst hatte sich zu den regulirten Chorherren gesellt, und — weil das Lehren eine gute oder üble Gewohnheit ist, die man nie ablegt — so lehrte er auch dort.

Abelard erneuerte den Angriff. Seine Philosophie war im Grunde ein noch unentwickelter Spinozismus. Er überwand seinen Gegner; der Mönch fiel in Verachtung, sein Hörsaal blieb leer, und die Vorlesungen des Siegers wurden zahlreich besucht; selbst jener Professor, dem Champeaux seinen Lehrstuhl abgetretten hatte, wurde Abelards Jünger. Nun aber erwachte der Neid, und umzischte wie gewöhnlich das Verdienst. Die regulirten Chorherren brachten es dahin, daß der bescheidene Mann, der Abelard für würdiger als sich selbst erkannt hatte, einen Lehrstuhl zu schmükken, unter dem Vorwand schmutziger Handlungen

abgesetzt wurde; seine Stelle gab man einem von Abelards heftigsten Feinden.

Abelard floh Paris und seine Neider; und gieng abermals nach Melun, um dort, wie das Erstemal die Dialectik zu lehren. Er blieb nicht lange, denn kaum erfuhr er, daß Champeaux mit seinem Anhange sich in ein Dorf zurückgezogen, als er sogleich seine Schule auf dem Berge der heiligen Genoveva aufschlug, und dort gleichsam Batterien gegen den Pariser Feind errichtete. Vergebens kam Champeaux seiner belagerten Creatur zu Hülfe, der arme in die Enge getriebene Philosoph verbarg seine Schande in einem Kloster. Die beyden alten versuchten Kämpfer tummelten sich noch eine Weile auf dem Schlachtfeld herum, bis die kindliche Liebe Abelard auf einige Zeit zu seiner Mutter rief. Als er zurückkehrte, erfuhr er daß Champeaux Bischof von Chalons geworden. Da der Zufall auf diese Weise die Streitenden auseinander gebracht, so beschloß Abelard, Theologie zu studieren, und gieng deshalb nach Laon, wo ein gewisser Anselm diese Wissenschaft mit vielem Ruhme lehrte. Er merkte aber bald, daß dieser Anselm nur ein schwacher Greis war, der, wie sich Abelard ausdrückte, „wohl dem Hörer aber nicht dem Frager bewunderungswürdig schien; der unbedeutende „Dinge in einen leeren Schwall von Worten kleidete; der, wenn er Feuer holte, sein Haus mit „Rauch anfüllte, aber nicht erleuchtete; dessen „Baum viele Blätter aber keine Früchte trug.“

Statt sein Schüler zu werden, lockte Abelard die Mitschüler von ihm weg, und lehrte selbst über den Ezechiel mit grossem Beyfall. Das Lehren vergab ihm Anselm, aber nicht den Beyfall. Er mußte nach Paris zurückkehren, wo der Ezechiel sein Glück machte, ihm Ruhm und Geld eintrug.

Ein reicher, schöner Mann, in der Blüte seiner Jahre, der sich durch Theologie und Philosophie einen Namen erworben, der überdieß die schönsten Verse dichtete, und mit einer lieblichen Stimme sang, ein solcher Mann mußte leicht Eindruck auf ein Mädgenherz machen. Abelard warf seine Augen auf Heloisen, die Nichte eines Canonicus, die er um so leichter zu fesseln hoffte, da einerley Geschmack an den Wissenschaften ihre Seelen näher verband, und er voraussah, daß er ihr manches schriftlich würde sagen können, wozu es ihm vielleicht mündlich an Kühnheit gebräche. Ihr Oheim hieß Fulbert, und war vielleicht gar ihr Vater, wenigstens liebte er sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Er gab ihr die sorgfältigste Erziehung, er bildete die herrlichen Anlagen aus, mit welchen die Natur ihren Geist begabt hatte, und Heloise wurde bald das Wunder ihrer Zeit. Freylich mochte wohl damals nicht viel dazu gehören, einem Mädgen den Ruf der Gelehrsamkeit zu verschaffen, aber die schöne Heloise besaß würklich Kenntnisse, welche sie noch heute auszeichnen würden. Sie verstand lateinisch, griechisch und hebräisch, und soll sogar ein-

mal den heiligen Bernhard durch Anführung des Grundtextes in Verlegenheit gesetzt haben.

Viele Schriftsteller behaupten, sie sey ausserordentlich schön, und kaum achtzehn Jahr alt gewesen. Das letztere mag wahr seyn, weil Abelard selbst sie ein junges Geschöpf (adolescentulam) nennt; was aber ihre Schönheit betrifft, die müssen wir billig bezweifeln, ob man gleich bey dem Namen Heloise gewöhnlich ein reizendes Mädgen zu denken pflegt. Abelard, der Geliebte und Verliebte, drückt sich folgendergestalt darüber aus: „an Geistesbildung war sie die Erste, an Gestalt nicht die Letzte." Nun weiß man recht gut, daß ein hübsches Gesicht in den Augen eines Liebhabers schön, und ein häßliches hübsch ist; wenn er also zum Lobe der Schönheit seines Mädgens nichts mehr sagen kann, als: ihre Gestalt war nicht die Letzte; so darf man sie kühn für häßlich halten.

Schön oder häßlich, genug, Abelard verliebte sich in sie, und benutzte die Schwachheit ihres Oheims, um sich in ihrem Hause einzunisteln. Er wußte, daß der alte Mann seine Nichte und das Geld mit gleicher Zärtlichkeit liebte, und daß er Heloisen von ganzem Herzen gelehrt zu sehen wünschte, aber so wohlfeil als möglich. Abelard ersuchte ihn, gegen ein ansehnliches Kostgeld, ihn in sein Haus zu nehmen, und erbot sich, seine Nichte unentgeldlich zu unterrichten. Wer war froher als Fulbert, er übergab ihm das Mädgen sogleich, bat ihn, alle Mühe anzuwenden, und

sie allenfalls zu züchtigen, wenn sie nicht lernen wolle. Abelard beschreibt sehr naif, wie sie die Zeit in ihren Lehrstunden zubrachten. „Wir schlu„gen Bücher auf, sagte er: aber die einzige Wis„senschaft, die wir abhandelten, war die Liebe; „wir wechselten keine Sentenzen sondern Küsse; „die Hand ruhte seltner auf dem Buche als auf „dem Busen; wir lasen uns mehr aus den Au„gen als aus den Büchern. Um keinen Verdacht „zu erwecken, empfieng sie zuweilen einige Strei„che, von der Hand der Liebe, nicht des Eyfers; „aus Dankbarkeit nicht aus Zorn: es waren die „lieblichsten Streiche von der Welt.“ Abelard schwelgte in diesen Freuden. „Keine Art der „Wollust, sagt er, blieb ungenossen, und konnte „die Liebe etwas neues, ungewöhnliches erden„ken, so wurde es versucht. Je unerfahrner wir „waren, je glühender unsere Freuden, je weni„ger Ueberdruß hatten wir zu fürchten.“ Er vergleicht sich mit einem Menschen, der lange gehungert, und nun plötzlich an eine reich besetzte Tafel kömmt. Er achtete weder Zeit noch Ort, ihm galten Feyertage und Werktage gleich viel, ja er wagte sogar ein Heiligthum zu profaniren, indem er einst im Refectorium der Nonnen von Argenteuil, welches der Jungfrau Maria geweyhet war, mit Heloisen von Liebe sprach. Das gute Mädgen war weniger gottlos als ihr Liebhaber, aber sie konnte seinem Ungestüm nicht wiederstehen, wenn sie einmal an einem Festtage die Züchtige spielte, so be-

diente er sich zuweilen in allem Ernst der Geisel, und sie mußte sich seinen stürmischen Begierden fügen.

Natürlich vernachlässigte er bey dieser Lebensart seine gelehrten Arbeiten, das Auditorium eckelte ihn an, keine neue philosophische Idee schmückte seinen Geist, alles was er hervorbrachte, waren Lieder der Liebe. Aber seine glühende Leidenschaft war in diesen Liedern so schön ausgedrückt, daß sie vou Mund zu Mund, und von Provinz zu Provinz flogen. Heloise spricht mit Entzücken davon. „Die Welt, sagt sie, war von seinen Lie„dern bezaubert, Worte und Melodie, beyde hin„reissend. Jedermann sprach von ihrem Verfasser, „die glückliche Heloise wurde überall beneidet. Je„des Weib, jedes Mädgen, verlangte nach dem „abwesenden Abelard, und brannte für den gegen„wärtigen. Welche Königin wünschte sich nicht „insgeheim an meine Stelle!“

Es kann seyn, daß Heloise Recht hatte, was die Königinnen betraf, aber seine Schüler fiengen an zu bemerken, daß sein Unterricht matt wurde, und sie erriethen bald die Ursach dieser Veränderung. Der Letzte von allen, die dieses Liebensverständniß argwöhnten; war der gute Fulbert, der es lange nicht glauben wollte, aber endlich doch die Augen öffnen mußte. Abelard sah sich gezwungen, sein Haus zu verlassen, aber ein lebendiges Andenken von ihm blieb zurück. Heloise war schwanger. Er entführte sie aus dem Hause ihres Oheims unter der Verkleidung einer Nonne, und schickte sie

nach Bretagne zu einer seiner Schwestern, wo sie von einem Sohne entbunden wurde.

Um den Racheschnaubenden Oheim zu besänftigen, erbot sich Abelard, sie heimlich zu heyrathen, ein Vorschlag den höchst seltsamerweise Fulbert mit beyden Händen ergriff, und Heloise mit beyden Händen von sich stieß. „Ich kenne meinen Oheim, „schrieb sie ihm: nichts wird seinen Durst nach Rache „löschen. Und welche Ehre für mich dein Weib zu „seyn, auf Kosten deines guten Rufes. Ich würde „die Flüche der Welt auf mich laden, der Kirche „einen Schatz rauben, und den Philosophen ein „Aergerniß geben. Welcher Schimpf, wenn du, „der eine Welt zu beglücken erschaffen wurde, nur „für ein Weib leben wolltest. Denke an die Worte „des heil. Paulus: bist du ledig, so sey ver„nünftig und suche dir kein Weib. „Wenn aber weder der Apostel noch die Kirchen„väter dich abschrecken können, eine so schwere Last „auf deinen Hals zu laden, so höre mindestens die „Philosophen; traue einem Theophrast, der durch „so manche Gründe beweißt, daß ein Gelehrter „nicht heyrathen soll; einem Cicero, der die Te„rentia verstieß, und eine Verbindung mit der „Schwester des Hircius ausschlug, weil, wie er „laut gestand, er zwischen der Philosophie und ei„nem Weibe sich nicht theilen könne. Wie passen „sich auch die widersinnigen Dinge zusammen? „Schüler und Mägde, Dintenfässer und Wiegen, „Bücher und Spinnrocken, Federn und Spindeln? „wie erträgt man, in theologische und philosophi-

„sche Meditationen versunken, das Weinen der „Kinder, den Gesang der Ammen, und die Zän„ckereyen des Gesindes? Ich mag nicht einmal des „Gestankes und der ewigen Unreinlichkeit der Kin„der erwähnen. Reiche Leute können diese Unbe„quemlichkeit vermeiden, sie haben eigne Zimmer „für Kinder und Gesinde; aber was soll der dürf„tige Gelehrte thun? wenn du auch deine Würde „als Geistlicher nicht behaupten willst, so vergiß „wenigstens nicht, daß du Philosoph bist. Dir „wird die Rolle des Liebhabers ehrenvoller, und mir „reizender seyn als die des Ehemannes. Nicht das „Band der Ehe, nur meine Zärtlichkeit soll mich „an dich fesseln, und unsere Freuden werden im„mer den Reiz der Neuheit behalten, wenn wir „uns seltener sehen.“ Durch diese und hundert andere Gründe, suchte das sonderbare Mädgen ihren Liebhaber von einer Heyrath abzuhalten. Noch viele Jahre nachher, als sie schon Aebtissin war, nahm sie Gott zum Zeugen, daß sie lieber Abelards H** als die rechtmässige Gemahlin eines Kaysers seyn wolle. Noch viele Jahre nachher gestand sie sehr naif, daß die Rückerinnerung genossener Freuden sie wachend und schlafend, an heiligen Orten beym Gebet, und während der Messe verfolge; daß sie nicht blos begangene Sünden beseufze, sondern auch die, die sie jetzt unterlassen müsse.

Trotz ihrer Gegengründe, bestanden Abelard und ihr Oheim auf der heimlichen Heyrath, die auch würklich vollzogen wurde. Fulbert hatte ver-

sprochen, nie davon zu reden, er hielt aber nicht Wort, denn ihm lag zu viel daran, die Schande seiner Familie zu bedecken. Heloise hingegen, wenn sie darum befragt wurde, betheuerte oft mit einem Eyde, sie sey nicht Abelards Weib. Um dieser Beharrlichkeit willen wurde sie oft von ihrem Oheim gemißhandelt. Sie klagte, Abelard wollte sie retten, und entführte sie zum zweytenmale. Im Kloster von Argenteuil, wohin sie ihre Zuflucht nahm, erschien sie auf sein Geheiß als Nonne gekleidet, jedoch ohne den Schleyer anzunehmen.

Diese zweyte Entführung setzte Heloisens Verwandte in grenzenlose Wuth. Sie dursteten nach Rache und ihre Rache war grausam sinnreich. Abelards Bedienter wurde gewonnen, der Treulose öffnete in der Nacht seines Herrn Schlafzimmer, man überfiel den sorglos Schlummernden, und beraubte ihn eben derjenigen Theile, durch welche er Unehre über die Familie gebracht hatte.

Diese Unthat machte großes Aufsehn. Eine zahllose Menge Menschen umringte am andern Morgen Abelards Schlafzimmer; seine Schüler weinten und heulten, die Damen brachen in bittere Klagen aus. Man schrieb ihm Trostbriefe, und die strafende Gerechtigkeit verfolgte seine Henker; denn zwey derselben, deren man habhaft wurde, verlohren ihre Augen, und überdieß, dem Vergeltungsrecht gemäß, die nemlichen Dinge, deren Verlust Abelard beweinte. Aber alles das konnte ihm freylich keinen Ersatz gewähren; aus Schaam, nicht aus Frömmigkeit, entzog er sich der Welt, und

ward

ward Mönch in der Abtey von St. Denis. Heloise ließ sich zu gleicher Zeit als Nonne im Kloster von Argenteuil einkleiden.

In der Abtey von St. Denis gieng es damals auch gottlos zu, der Abt selbst war nicht allein der Erste im Range, sondern auch der Erste in der Unzüchtigkeit. Abelard ließ sich einfallen, sich zum Sittenrichter aufzuwerfen, ein Amt, wodurch man sich nirgends Freunde erwirbt. Man ergriff die erste beste Gelegenheit seiner los zu werden, und jagte ihn fort. Er wählte nun einen Zufluchtsort im Gebiete des Grafen von Champagne, errichtete dort aufs neue eine Schule, und sah sich bald von Zuhörern umringt, indessen die Hörsäle seiner Mitbuhler leer blieben. Natürlich erweckte das ihm abermals Neid und Verfolgung. Zwey mächtige Feinde zu Laon harrten nur auf eine gute Gelegenheit ihm einen empfindlichen Streich zu versetzen, und diese fand sich bald in einem Buche, welches Abelard über das Geheimniß der Dreyeinigkeit schrieb. Seine Schüler hatten ihn nemlich mit diesem Geheimnisse ein wenig in die Enge getrieben; sie wollten philosophische Gründe und keine leeren Worte; sie behaupteten, daß man unmöglich glauben könne, was man nicht verstehe, und daß man nur die Welt zum besten habe, mit einer Sache, die weder der Lehrer noch die Zuhörer begreifen könnten. Abelard zog sich aus dieser Schlinge so gut er konnte, und suchte seinen Schülern das Geheimniß begreiflich zu machen, indem er es mit den Propositionen eines Syllogismus verglich, deren drey an der Zahl, doch

nur Eine Wahrheit in sich fassen. Alle Welt fand Geschmack an diesem Buche, ausgenommen die Theologen, die in frommen Eyfer das Volk aufwiegelten, den Ketzer Abelard zu steinigen. Gesteinigt wurde er nun zwar nicht, aber man berief ein Concilium zu Soissons, welches ihm die Mühe ersparte, sich zu vertheidigen, sondern ihn sanftmüthig verurtheilte, sein Buch eigenhändig ins Feuer zu werfen, und hernach in das Kloster St Medard eingesperrt zu werden. Abelard klagt über dieses Urtheil bitterer, als über den Verlust seiner Zeugungstheile. „Guter Jesus! wo warst du damals!“ ruft er murrend aus.

Bald nachher gebot man ihm, in die Abtey St. Denys zurückzukehren, wo der unerbetene Sittenrichter so viele Feinde hatte. Sie lauerten auf ihn, und als ihm eines Tages die lästerliche Muthmaßung entwischte, ihr heiliger Dionys mögte wohl nicht Dionys der Areopagite seyn, dessen in der Schrift erwähnt wird; so schrieen sie laut über eine Ketzerey, der sie sogar den Anstrich eines Staatsverbrechens zu geben wußten; denn die weltliche Macht für die geistliche zu bewaffnen, darinn waren die Herren von jeher Meister. Boileau hat wohl Recht zu sagen:

Ist Cotin dir ein Bösewicht,
So schätzest du den König nicht,
Und weißt, wie Cotin spricht,
Von Gott, Gesetz und Glauben nicht.

Der Abt versammelte sein Capitel, und schlug vor den Verwegenen, der den Ruhm und die Krone

des Reichs freventlich antaste, der Gerechtigkeit des Königs zu überliefern. So lächerlich und albern auch diese Anklage war, so besaß doch Abelard Weltkenntniß genug, um zu wissen, daß man eine Priesterverfolgung nie auf die leichte Achsel nehmen muß; er entfloh daher bey nächtlicher Weile nach Champagne. Von hier aus bediente er sich eines politischen Kunstgriffs, seine Gegner los zu werden. Er wußte nemlich recht gut, daß bey dem unregelmässigen Leben in der Abtey St. Denys der Hof gern durch die Finger sah, weil ihm das die Mittel erleichterte, sich eine größere Macht über diese Abtey anzumassen. Er gab daher dem Hofe zu verstehen, daß es ganz unpolitisch gehandelt sey, einen Menschen dorthin zu setzen, der nie aufhören werde, die bösen Sitten durchzuhecheln, und dem es vielleicht endlich gelingen könne sie würklich zu verbessern. Man verstand diesen Wink, und Abelard erhielt die Erlaubniß, in klösterlicher Einsamkeit zu leben, wo es ihm gefällig sey.

Er wählte eine stille Einöde im Kirchsprengel von Troyes, und baute daselbst ein Bethaus, welches er Paraclet nannte. Eine große Anzahl von Schülern folgte ihm dahin, und mit ihnen der Neid, der einem verdienstvollen Manne so lange er lebt, auf die Fersen tritt. Zwey mächtige Feinde standen gegen ihn auf, zwey Eyferer, Apostel, Wiederhersteller der alten Disciplin, bewaffnet mit der blinden Ehrfurcht des Volkes, kurz, der heil. Norbert und der heil. Bernhard. Durch ihre hämischen Verleumdungen entzogen sie ihm seine besten

Freunde, und wer ihm treu blieb, durfte es sich wenigstens nicht merken lassen. Sie verbitterten ihm sein Leben so sehr, daß er einst im Begriff stand, die Christenheit lieber ganz zu verlassen. Aber auch diese Ruhe gönnte ihm sein Unstern nicht, das Schicksal fesselte ihn von neuen an Mönche, die schlimmer als Türken waren. Man wählte ihn nemlich zum Superior der Abtey Ruys im Kirchsprengel von Vannes. Dort hoffte er eine Freystatt zu finden, aber er vertauschte nur ein Uebel gegen das andere. Auch hier waren die Sitten der Mönche im höchsten Grade verdorben, und zu dem Kummer über seine fruchtlosen Bemühungen gesellte sich sogar Lebensgefahr, denn mehr als Einmal versuchten die Mönche ihn zu vergiften, und da es ihnen mit den gewöhnlichen Speisen nicht gelang, weil Abelard sehr vorsichtig war, so mischten sie den Tod sogar in den Abendmahlskelch. Vergebens schleuderte Abelard den Bannstrahl gegen die Wiederspenstigsten; er selbst vergleicht in seinen Briefen sich mit dem Gaste, welchen der Tyrann von Syracus an seine Tafel lud, und ein Schwerdt an einem Haare über seinem Haupte schweben ließ.

Heloise war indessen Priorin des Klosters von Argenteuil geworden, aber es herrschte unter diesen Jungfrauen eben so wenig Zucht und Sitte, als unter den gottlosen Mönchen. Ob Heloise Mitschuldige ihrer Ausschweifungen gewesen, bleibt unentschieden. Wenigstens hat der Abt von St. Denys, als er für nöthig hielt,

die strafbare Lebensart dieser Nonnen in Rom anzuzeigen, sich nicht über Heloisen persönlich beklagt. Der Pabst ertheilte dem Abt die Erlaubniß, die Nonnen sämmtlich aus dem Kloster zu jagen, und das geschah mit christlichem Eyfer, das heißt: mit unbarmherziger Strenge.

Kaum hörte Abelard, daß seine Heloise ohne Dach und Fach herum irre, als er ihr sein verlassenes Paraclet schenkte, eine Schenkung welche vom Pabst Innocenz dem Zweyten bestätigt wurde. Sie war also die erste Aebtissin des Paraclet, und wurde, nach Abelards Versicherung, von den Bischöffen wie eine Tochter, von den Aebten wie eine Schwester, und von den Weltleuten wie eine Mutter geliebt. Dennoch murrte das arme Mädgen mit dem fühlenden Herzen und dem heissen Blute, nicht selten über ihr Schicksal. Auch die häufigen Reisen, welche ihr Geliebter um ihretwillen aus Bretagne nach Champagne machte, gewährten ihr keinen Trost, obgleich eben diese Besuche den Lästerzungen aufs neue Anlaß gaben, ihren Umgang mit Abelard hänrisch zu deuten, so allgemein bekannt auch seine Verstümmelung war. Späterhin unterhielten die beyden Liebenden einen fortdaurenden Briefwechsel. Bald verlangte Heloise einen Entwurf von Klosterregeln für ihre Nonnen, bald die Auflösung irgend einer schweren Aufgabe. Abelard beantwortete alles so gut er konnte, und beyde mischten oft das süsse Geschwätz der Liebe, die bittersüsse Rückerinnerung

entflohener Zeiten, unter die ernsthaften Gegenstände welche sie abhandelten.

Indessen brach ein neues Gewitter über den armen Abelard herein, man beschuldigte ihn abermals der Ketzerey. Er verlangte seine Lehre vor einer öffentlichen Versammlung rechtfertigen zu dürfen. Man gewährte ihm diese Bitte, und berief im Jahr 1140 ein Concilium nach Sens, welchem König Ludwig VII. in Person beywohnte. Der heilige Bernhard spielte daselbst die Rolle des Anklägers. Man fieng damit an, Auszüge aus seinen Schriften vorzulesen. Wenn man Gedanken eines Schriftstellers aus dem Zusammenhange herausreißt, so wird es leicht ihn sagen zu lassen was man Lust hat; *) Abelard protestirte gegen diese Auszüge und appellirte an den Pabst. Demohngeachtet verdammte das Concilium seine Lehrsätze, verordnete jedoch nichts gegen die Person des Angeklagten, sondern schickte den ganzen Proceß an Innocenz II. und bat um Bestätigung des Verdammungsurtheils. Diese erfolgte sogleich. „Abelards Schriften, hieß es, sollen „verbrannt, er selbst eingesperrt, und ihm das „Lehren für immer untersagt werden.“

Glücklicherweise wurde die Abtey Clugny sein Gefängniß, und glücklicherweise besaß diese Abtey einen biedern Abt, in der Person Peter des Ehrwürdigen, der ihn liereich aufnahm, menschlich behandelte, durch seine Fürsprache den

*] Man sehe die Litteraturzeitung von pag. 1 bis 1000.

Pabst besänftigte, und sogar das Unmögliche möglich machte, indem er den heil. Bernhard mit ihm aussöhnte. Hier fieng er endlich an Ruhe zu genießen, hier wurden ihm seine letzten Tage durch menschenfreundliche Sorgfalt versüßt. Er ertheilte den Mönchen Unterricht; Alter, Erfahrung und Unglück hatten ihn gedemüthigt, von seiner ehemaligen Eitelkeit fand man keine Spur mehr, er war und blieb bescheiden und arbeitsam.

Nach und nach empfand er die Beschwerden des Alters. Er wurde von der Krätze, und manchen andern körperlichen Schwachheiten heimgesucht. Um ihn eine reine gesunde Luft einathmen zu lassen, schickte man ihn nach der Priorey St. Marcel, welche bey Chalons an der Saone in einer sehr anmuthigen Gegend liegt. Dort starb er am 21sten April 1142 im 63sten Jahr seines Alters.

Nach seinem Tode schrieb Heloise an den ehrwürdigen Abt von Clugny, und bat ihn dringend um den Leichnam ihres Geliebten, der einst selbst in einem seiner Briefe gewünscht hatte, im Paraclet begraben zu werden. Das treue Weib empfieng die letzten Ueberreste ihres Gatten, ihre Thränen flossen auf sein Grab, und sie bestimmte ihre eigene Ruhestätte an seiner Seite. Sie überlebte ihn noch ein und zwanzig Jahre, und endlich vereinigte der Tod ein paar gute Menschen, die durch Haß, Neid,

Verfolgung und Aberglauben so lange getrennt wurden.

Die fromme Leichtgläubigkeit erzählt, daß, als Abelards Grab geöffnet wurde, um Heloisens Körper hinein zu legen, Abelard die Arme ausstreckte, seine Geliebte zu empfangen.

Inhalt.

Seite.

Geprüfte Liebe, eine Erzählung.

Diderots Gespräch mit Frau von D**. 195

Abelard und Heloise. . . 214

Bayerische Staatsbibliothek München

Obern

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August von, 1761-1819

Die jüngsten Kinder meiner Laune

Bd.: 4

Leipzig (1796)

P.o.germ. 767-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112931-3
VD18 80282199